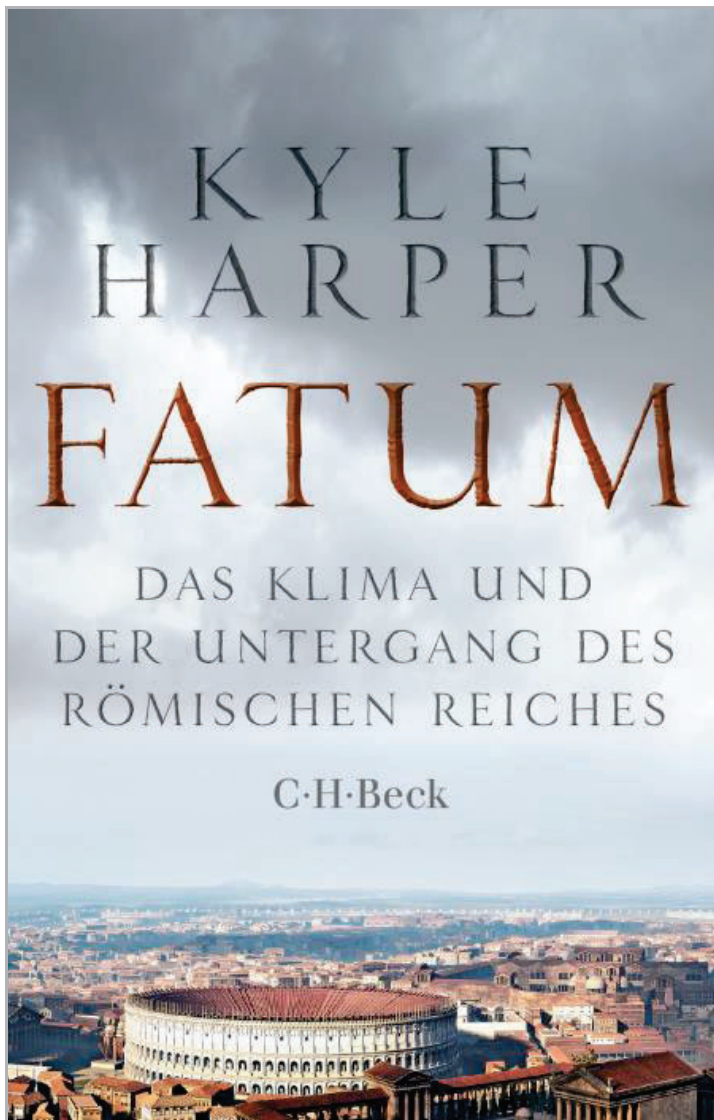


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Kyle Harper**

**Fatum**

Das Klima und der Untergang des Römischen Reiches

2023. 567 S., mit 42 Abbildungen, 8 Tabellen und 26 Karten

ISBN 978-3-406-81647-5

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/36545382>

**C·H·Beck**

**PAPERBACK**

Das Schicksal des Imperium Romanum wurde nicht von Kaisern, Legionären und Barbaren entschieden. Mindestens ebenso bedeutend waren Vulkanausbrüche, Sonnenzyklen, die Instabilität des Klimas und menschenmordende Viren und Bakterien. Kyle Harper führt seine Leserinnen und Leser vom Höhepunkt des 2. Jahrhunderts n. Chr., als das römische Weltreich eine schier unüberwindliche Macht zu sein schien, in die Niederungen des 7. Jahrhunderts, als das Imperium ausgemergelt war, politisch fragmentiert und materiell ausgelaugt. Er beschreibt, wie die Römer lange tapfer standzuhalten suchten, als Umweltveränderungen das ganze Reich niederdrückten – bis schließlich die Folgen der «kleinen Eiszeit» und das wiederholte Auftreten der Pest die Widerstandskraft der einstigen Weltmacht aufgezehrt hatten. FATUM bietet eine intellektuell ebenso scharfe Analyse wie menschlich anrührende Darstellung der Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt. Es ist die Geschichte einer der größten Zivilisationen, die unsere Welt je gesehen hat, in der Zeit ihrer schwersten Herausforderung. Sie muss schließlich vor der zermalmenden Kraft der Naturgewalten in Gestalt von Klimawandel und Seuchen kapitulieren. Das Beispiel Roms erscheint wie eine Mahnung aus großer zeitlicher Distanz, dass Klimawandel und die Evolution von Krankheitserregern die Welt geformt haben, in der wir leben. Wer die Schrift an der Wand zu lesen versteht, weiß, dass das, was hier profund und überraschend beschrieben wird, sich wiederholen kann.

*Kyle Harper* ist Professor für Altertumswissenschaften, Senior Vice President und Provost der University of Oklahoma. Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in der Zeit der Spätantike bis zum Frühmittelalter bilden ebenso wie die Umwelt- und Bevölkerungsgeschichte Schwerpunkte seiner Forschungen.

Kyle Harper

# FEATUUM

Das Klima und der Untergang  
des Römischen Reiches

Aus dem Englischen von  
Anna Leube und Wolf Heinrich Leube

C.H.Beck

Mit 42 Abbildungen, 9 Tabellen und 26 Karten

Die ersten drei Auflagen dieses Buches erschienen 2020  
in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
*The Fate of Rome. Climate, Disease,  
and the End of an Empire*, zuerst erschienen bei  
Princeton University Press, 2017, Princeton, NJ,  
und Woodstock, Oxfordshire; Copyright:  
© 2017 by Princeton University Press.  
All Rights Reserved

1., durchgesehene Auflage in C.H.Beck Paperback. 2024

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses  
Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Panorama des spätantiken Rom,  
3D-Modell, Ausschnitt aus der digitalen Rekonstruktion Roms  
von Faber Courtial – [fabercourtial.de](http://fabercourtial.de)

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 81647 5



verantwortungsbewusst produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

*Für Sylvie, August und Blaise*



*In meinem Anfang ist mein Ende. Nacheinander  
Erheben Häuser sich, zerfallen, werden angebaut,  
Abgetragen, zerstört, erneuert oder an ihrer Stelle  
Ist ein freies Feld, eine Fabrik, eine Autobahn.  
Alte Steine werden Neubau, altes Holz neue Feuer,  
Einstige Feuer Asche und Asche wird Erde,  
Die schon besteht aus Fleisch, Fell, Fäkalien,  
Gebein von Mensch und Tier, Stroh und Laub.*

T. S. Eliot, «East Coker» in: *Vier Quartette*,  
Übersetzung: Nora Wydenbruck,  
Amandus-Verlag, ca. 1953





## INHALT

	Verzeichnis der Karten . . . . .	11
	Zeittafel . . . . .	12
Prolog	Triumph der Natur . . . . .	15
1	Umwelt und Imperium . . . . .	23
2	Das glücklichste Zeitalter . . . . .	47
3	Apollo's Rache . . . . .	105
4	Das Greisenalter der Welt . . . . .	181
5	Fortunas schnelles Rad . . . . .	239
6	Die Weinpresse des Zorns . . . . .	293
7	Das Jüngste Gericht . . . . .	355
Epilog	Triumph der Menschheit? . . . . .	413
	Danksagung . . . . .	421
Anhang	Anhang A: Oberschenkelknochenlängen . . . . .	427
	Anhang B: Ausbrüche während der ersten Pandemie . . . . .	435
	Anmerkungen . . . . .	451
	Bibliographie . . . . .	495
	Bildnachweis . . . . .	560
	Register . . . . .	561



## VERZEICHNIS DER KARTEN

- KARTE 1 Das Römische Reich mit seinen größten Städten  
im vierten Jahrhundert **17**
- KARTE 2 Ökologische Zonen des Römischen Reichs **27**
- KARTE 3 Die Welt Galens: Provinzen, die Galen mit Sicherheit bereiste **50**
- KARTE 4 Globale Klimata und das Römische Reich **75**
- KARTE 5 Temperaturmessungen in Höhlen und das römische Klima-  
optimum **80**
- KARTE 6 Spuren römischer imperialer Herrschaft **98**
- KARTE 7 Verbreitungsgebiet der Nacktsohlen-Rennmaus **145**
- KARTE 8 Die Römer am Roten Meer **145**
- KARTE 9 Die Römer und der Indische Ozean **148**
- KARTE 10 Mögliche Hinweise auf die Antoninische Pest **156**
- KARTE 11 Hydrologie des Nils und Klimamechanismen **201**
- KARTE 12 Hinweise auf die Cyprianische Pest **209**
- KARTE 13 Die beiden Provinzen, aus denen die meisten spätrömischen  
Kaiser stammten **227**
- KARTE 14 Der Blick eines Kaufmanns auf das Römische Reich:  
Die *Expositio* **268**
- KARTE 15 Die imperiale Maschinerie der Armeelogistik **276**
- KARTE 16 Die eurasische Steppe **279**
- KARTE 17 Rattenatlas des Römischen Reichs **313**
- KARTE 18 Der Weg von *Yersinia pestis*: von China nach Pelusium **319**
- KARTE 19 Der Weg von *Yersinia pestis*: von Pelusium zur Pandemie **332**
- KARTE 20 Die Geographie des Massensterbens **336**
- KARTE 21 Die Ökologie der Pest im Nahen Osten **338**
- KARTE 22 Ausbreitung der Pest im Osten, 550–620 n. Chr. **346**
- KARTE 23 Ausbreitung der Pest im Osten, 620–750 n. Chr. **351**
- KARTE 24 Der Nahe Osten in der Spätantike **372**
- KARTE 25 Die Welt des frühen Islam **408**
- KARTE 26 Der Mittelmeerraum im Frühmittelalter **410**

# ZEITTADEL

200 v. Chr.	100 v. Chr.	1 n. Chr.	100 n. Chr.	200 n. Chr.
<b>KLIMAGESCHICHTE</b>				
RÖMISCHES KLIMAOPTIMUM 200 v. Chr. – 150 n. Chr.			SPÄT- RÖMISCHE	
<b>SEUCHENGESCHICHTE</b>				
				Antoninische Pest 165
<b>REICHSGESCHICHTE</b>				
			Gibbons «glücklichstes Zeitalter» 96–180	
				Partherkriege 161–66
				reg. Marc Aurel 161–80
				Dynastie der Severer 193–235
<b>HISTORISCHE PERSÖNLICHKEITEN</b>				
			Aelius Aristides 117–81	Philippus Arabs 204–49
			Marc Aurel 121–80	
			Faustina 130–75	
			Galen v. Pergamon 130–210	Claudius II 210–70
			Septimius Severus 145–211	

300 n. Chr.	400 n. Chr.	500 n. Chr.	600 n. Chr.	700 n. Chr.
ÜBERGANGSPERIODE 150 – 450 n. Chr.		SPÄTANTIKE KLEINE EISZEIT 450 – 700 n. Chr.		
Cyprianische Pest 249–62			Justinianische Pest erster Ausbruch 541–43 weitere Ausbrüche bis 749	
	Bekehrung Konstantins 312		Perserkriege 602–28	
	Schlacht von Adrianopel 378		reg. Heraclius 610–40	
	Plünderung Roms 410		Hidschra Mohammeds 622	
	Tod Attilas 454		Schlacht von Yamouk 636	
Jahrtausendfeier 248		Letzter weström. Kaiser 476	reg. Justinian 527–65	
Krise des 3. Jahrhunderts 250–70			Rückeroberung von Afrika 533–34	
Diokletian 244–312	Theodosius I 347–95	Theoderich 454–526	Mauricius 539–602	
Konstantin 272–337	Stilicho 359–408	Justinian 482–565	Gregor der Große 540–604	
	Claudian 370–404		Mohammed 570–632	
	Alarich 370–410	Theodora 500–48	Heraclius 575–641	
	Attila 406–53	Prokop 500–54		
		Johannes von Ephesus 507–88		



## PROLOG

### DER TRIUMPH DER NATUR

**I**rgendwann Anfang des Jahres 400 n. Chr. kamen der Kaiser und sein Konsul in Rom an. Niemand konnte sich mehr an eine Zeit erinnern, in der die Kaiser in der alten Hauptstadt residiert hatten. Über ein Jahrhundert lang hatten die Herrscher des Imperiums in Städten gelebt, die näher an der nördlichen Grenze lagen, wo die Legionen das verteidigten, was die Römer für die Trennlinie zwischen Zivilisation und Barbarentum hielten.

Mittlerweile galt ein offizieller kaiserlicher Besuch in der Hauptstadt als Anlass für ein Riesenspektakel, denn selbst ohne die Kaiser waren Rom und seine Bevölkerung immer noch mächtige Symbole des Imperiums. Etwa 700 000 Römer nannten die Stadt ihr Zuhause. Sie genossen all die Annehmlichkeiten, die eine antike, einem Kaiser angemessene Stadt bot. Stolz erklärte ein Verzeichnis aus dem vierten Jahrhundert, Rom verfüge über 28 Bibliotheken, 19 Aquädukte, 2 Zirkusarenen, 37 Tore, 423 Stadtviertel, 46 602 *insulae* (Wohnblöcke mit Mietshäusern), 1790 *domus* (repräsentative Stadthäuser), 290 Kornspeicher, 856 Bäder, 1352 Zisternen, 254 Bäckereien, 46 Bordelle und 144 öffentliche Latrinen. Rom war in jeder Hinsicht ein ganz außergewöhnlicher Ort.<sup>1</sup>

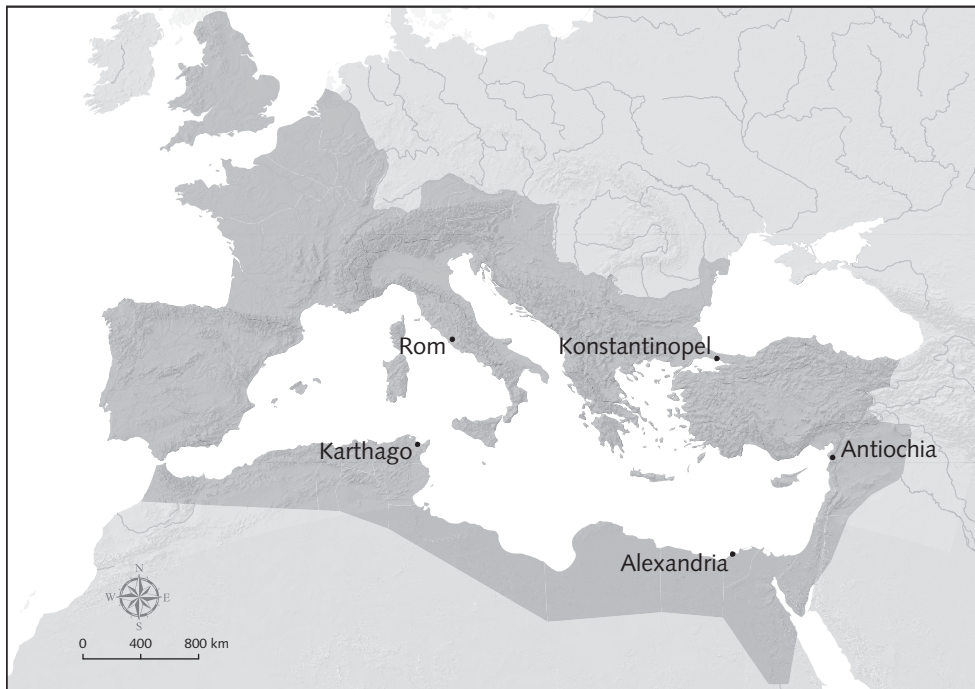
Der Auftritt eines Kaisers in der Stadt setzte eine Reihe sorgfältig inszenierter öffentlicher Rituale in Gang, die dazu dienten, die Vorrangstellung Roms im Reich und zugleich die Überlegenheit des Imperiums über alle übrigen Herrschaftsbereiche in der Welt zu demonstrieren. Die Römer, die sich als stolze Hüter der imperialen Tradition fühlten, legten größten Wert auf diese Art Zeremonie. Sie erinnerten sich gerne daran, dass Rom eine Stadt war, «der sich keine vergleicht, so weit um Erden die Luft kreist, da kein Auge den



Raum, kein Menschengedanke die Schönheit und ihr Lob kein Mund je fasst».<sup>2</sup>

Eine lange kaiserliche Prozession wand sich durch die Straßen bis zum Forum. Dies war der Ort, an dem Cato und Gracchus, Cicero und Caesar ihre politischen Erfolge gefeiert hatten. Die Geister der Geschichte waren willkommenen Gefährten an diesem Tag, an dem die Menge sich versammelt hatte, um einer Lobrede auf den Konsul Stilicho zu lauschen. Stilicho war eine eindrucksvolle Gestalt, ein Generalissimus auf dem Zenit seiner Macht. Seine imposante Präsenz war eine Bestätigung dafür, dass Frieden und Ordnung wieder im Reich eingekehrt waren. Die Vorstellung war vertrauenerweckend. Im Jahr 378 n. Chr., kaum eine Generation zuvor, hatten die römischen Legionen bei Adrianopel die schlimmste Niederlage ihrer stolzen Geschichte erlitten. Seither schien die Welt in ihren Grundfesten erschüttert. Goten drangen massenhaft in das Reich ein und bildeten eine unübersichtliche Mischung aus Verbündeten und Feinden. Der Tod von Kaiser Theodosius I. im Jahr 395 machte deutlich, dass sich die östliche und die westliche Reichshälfte auseinanderentwickelt hatten, so unmerklich und unaufhaltsam wie die Kontinentalverschiebung. Innere Zwietracht hatte die afrikanischen Provinzen zu einem gefährlichen Territorium gemacht und die Nahrungsmittelversorgung gefährdet. Doch vorerst hatte der Konsul die Wogen geglättet. Er hatte «das Gleichgewicht der Welt» wiederhergestellt.<sup>3</sup>

Der Dichter, der zu Ehren des Konsuls sprach, hieß Claudian. Gebürtiger Ägypter griechischer Muttersprache, war Claudian einer der letzten bedeutenden Vertreter der klassischen lateinischen Dichtung. Seine Worte zeugen von der tiefen Ehrfurcht, welche die Kapitale dem Besucher einflößte. Rom war die Stadt, die «kleinem Bezirk entstammt, gen Norden und Süden allmählich alles umfasst und die Macht nach niederem Aufgang weit versandt hat, wie Sonne das Licht». Rom war «Mutter des Kriegs und des Rechts», hatte «tausend Schlachten geschlagen» und «ihre Herrschaft über die Erde» ausgedehnt. «Sie allein hat sich die bewältigten Feinde vereinigt, sie als Mutter das Menschengeschlecht mit einer Benennung liebevoll, nicht als Herrin, umfasst, sie alle Besiegten ›Bürger‹ genannt.»<sup>4</sup>



**KARTE 1** Das Römische Reich mit seinen größten Städten im vierten Jahrhundert

Und das war keine dichterische Phantasie. Zur Zeit Claudians gab es stolze Römer von Syrien bis Spanien, von den sandigen Wüsten Oberägyptens bis zu den frostigen Grenzen Nordenglands. Nur wenige Reiche in der Geschichte erreichten sowohl die geographische Ausdehnung als auch die Integrationskraft des römischen Commonwealth. Keines verband Größe und Einheit wie das römische, keines hatte so lange Bestand. Kein anderes Reich konnte auf so viele Jahrhunderte ununterbrochener Größe zurückblicken, die überall zutage trat, wenn man sich auf dem Forum umschaute.

Beinahe tausend Jahre lang hatten die Römer die Jahre mit den Namen ihrer Konsuln bezeichnet. Daher war auch Stilichos Name «in die Annalen des Himmels eingeschrieben». Es wurde vom Konsul erwartet, dass er aus Dankbarkeit für diese unsterbliche Ehrung das Volk in traditionell römischer Weise mit aufwendigen und blutigen Spielen unterhielt.

Dank der Rede Claudians wissen wir, dass dem Volk eine exotische Tierschau geboten wurde, die eines Imperiums mit globalem Anspruch würdig war. Eber und Bären waren aus Nordeuropa her-

beigebracht worden. Aus Afrika kamen Löwen und Leoparden. Aus Indien stammten Stoßzähne von Elefanten, nicht jedoch die Tiere selbst. Claudian malte sich aus, wie die Boote mit ihrer wilden Fracht über Meer und Flüsse fuhren. (Und er nennt ein überraschendes, aber wunderbares Detail: Die Seeleute waren entsetzt bei der Aussicht, mit einem afrikanischen Löwen auf demselben Schiff zu segeln.) Und als die Stunde schlug, wurden die «Prachtstücke des Walds» und «die Wunder des Südens» sportlich massakriert. Das Vergießen des Blutes der wildesten Tiere der Natur in der Arena brachte die Herrschaft Roms über die Erde und alle ihre Geschöpfe augenfällig zum Ausdruck. Diese blutrünstigen Spektakel stärkten das Band der Zugehörigkeit zwischen den zeitgenössischen Bewohnern Roms und den zahllosen Generationen, die das Imperium aufgebaut und bewahrt hatten.<sup>5</sup>

Claudians Rede gefiel den Zuhörern. Der Senat sprach sich dafür aus, ihn mit einer Statue zu ehren. Doch die selbstbewussten Behauptungen seiner Rede wurden bald darauf Lügen gestraft; zunächst kam es zu einer erbarmungslosen Belagerung durch die Goten, dann ereignete sich das Udenkbare: Am 24. August 410 wurde die Ewige Stadt zum ersten Mal seit achthundert Jahren von einer Armee geplündert. Es war der dramatischste Moment in einer langen Reihe von Ereignissen, die zum Untergang des Römischen Reichs führten. «Mit einer Stadt ging die ganze Welt zugrunde.»<sup>6</sup>

Wie hatte das geschehen können? Eine Antwort auf diese Frage hängt in hohem Maße davon ab, was wir in den Blick nehmen. Im engeren Rahmen spielt die Entscheidung von Menschen eine bedeutende Rolle. Über die strategischen Entscheidungen der Römer in den Jahren, die in das Verhängnis führten, haben Hobbystrategen endlos gerätselt. In einem größeren Rahmen können wir in der imperialen Maschinerie strukturelle Schwächen ausmachen; verheerende Bürgerkriege und ungeheurer Druck auf den Finanzapparat hatten fatale Auswirkungen. Weiten wir den Fokus noch ein wenig, so sehen wir im Aufstieg und Fall von Rom das unvermeidliche Schicksal aller Reiche. In diesem Sinne fällt Edward Gibbon, der große englische Historiker des Untergangs von Rom, letztlich sein Urteil.



ABB. P.1 In Käfigen eingespernte Löwen auf einem Schiff, römisches Relief, drittes Jahrhundert

Seine berühmten Worte lauten: «Aber das Sinken Roms war die natürliche und unvermeidliche Wirkung übermäßiger Größe. Das Glück brachte den Keim des Verfalles zur Reife, die Ursachen der Zerstörung vervielfältigten sich mit der Ausdehnung der Eroberungen, und sobald Zeit oder Zufall die künstlichen Stützen entfernt hatten, gab der riesenhafte Bau dem Drucke seines eigenen Gewichtes nach.» Der Untergang Roms war nur ein Beispiel für die Vergänglichkeit aller menschlichen Werke. *Sic transit gloria mundi.*<sup>7</sup>

Alle diese Antworten mögen gleichzeitig richtig sein. Das auf diesen Seiten vorgetragene Argument jedoch ist das folgende: Um den langen Zeitraum zu erfassen, den wir als Untergang des Römischen Reichs bezeichnen, müssen wir einen genaueren Blick auf die gewaltige Selbsttäuschung inmitten der triumphalen Zeremonien des Imperiums werfen – den trügerischen Glauben, der sich im blutigen Ritual der inszenierten Schaukämpfe gegen Tiere ausdrückte, dass nämlich die Römer die Kräfte der wilden Natur gebändigt hätten. Während die Römer selbst den Untergang ihres Reichs nicht ver-

stehen und ihn sich kaum vorstellen konnten – weder im kleinen noch im globalen Maßstab –, bedeutete er letztlich den Sieg der Natur über menschliche Ambitionen. Akteure in diesem Drama waren Kaiser, Barbaren, Senatoren und Feldherren, Soldaten und Sklaven. Doch Roms Schicksal wurde ebenso bestimmt durch Bakterien und Viren, Vulkanausbrüche und Sonnenzyklen. Erst in den letzten Jahren haben wir die wissenschaftlichen Werkzeuge an die Hand bekommen, die uns erlauben, einen freilich oft nur flüchtigen Blick auf dieses große Drama der Umweltveränderung zu werfen, in dem die Römer ahnungslose Mitspieler waren.

Das große Nationalepos über die Anfänge Roms, die *Aeneis*, nennt sich bekanntlich Gesang «von Waffen und einem Mann». Die Geschichte von Roms Ende ist ebenfalls eine Geschichte von Menschen. Es gab dramatische Augenblicke, in denen menschliches Handeln über Sieg oder Niederlage entschied. Es gab aber auch umfassende materielle Bedingungen – Agrarproduktion und Steuerwesen, demographische Probleme und soziale Entwicklungen –, die für den Spielraum und den Erfolg der Macht Roms ausschlaggebend waren. Doch schon in den allerersten Versen der *Aeneis* hat der Held gegen tückische Winde während eines heftigen Sturms auf See zu kämpfen, er ist Spielball der elementaren Naturgewalten. In den vergangenen Jahren haben wir gelernt, diese elementaren Kräfte der Natur, die das römische Imperium immer wieder erschütterten, wie nie zuvor sichtbar zu machen. Die Römer hatten ein riesiges Mittelmeerreich in einem besonderen Zeitabschnitt der Klimageschichte geschaffen, der als Holozän bekannt ist und am Ende eines gewaltigen natürlichen Klimawandels lag. Sie hatten ein vernetztes urbanisiertes Reich errichtet, das bis an die Randzonen der Tropen reichte, mit Ausläufern in die ganze bekannte Welt. In einer unfreiwilligen Komplizenschaft mit der Natur schufen sie eine Umwelt von Krankheiten, welche die latenten Kräfte einer pathogenen Entwicklung entfesselte. Bald wurden die Römer von den unheilvollen Auswirkungen von – wie wir heute sagen würden – aufkommenden Infektionskrankheiten heimgesucht. Das Ende des Römischen Reichs ist demnach ein Vorgang, in dem Mensch und Umwelt untrennbar miteinander verbunden sind. Mehr noch, es ist ein Kapitel



in der immer noch andauernden Geschichte unseres Verhältnisses zur Umwelt. Das Schicksal Roms kann uns daran erinnern, dass die Natur raffiniert und unberechenbar ist. Die ungeheure Macht der Evolution vermag die Welt in einem einzigen Augenblick zu verändern. Überraschung und Paradox lauern hinter dem Fortschritt.

In diesem Buch soll dargestellt werden, wie die Angehörigen einer der bedeutendsten Zivilisationen der Geschichte erfahren mussten, dass sie die Natur längst nicht so beherrschten, wie sie gedacht hatten.



## UMWELT UND IMPERIUM

## DER ZUSTAND DES RÖMISCHEN REICHS

**D**er Aufstieg Roms ist eigentlich eine erstaunliche Geschichte, vor allem wenn man bedenkt, dass die Römer erst relativ spät in die machtpolitischen Verhältnisse im Mittelmeerraum eingriffen. Üblicherweise wird die Geschichte Roms in der Antike in drei Epochen eingeteilt: Monarchie, Republik, Kaiserreich. Die Jahrhunderte der Monarchie liegen im Dunkel der Geschichte, nur legendenhafte Ursprungsmythen erinnern daran, überliefert von Autoren, die später davon berichteten. Immerhin fanden Archäologen in der Umgebung von Rom Spuren menschlicher Besiedelung, die bis auf die Bronzezeit im zweiten vorchristlichen Jahrtausend zurückgehen. Die Römer selbst legten die Gründung ihrer Stadt und die Herrschaft ihres ersten Königs Romulus in die Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. Tatsächlich hatte sich unweit der Stelle, an der Claudian auf dem Forum stand, unter dem ganzen Backstein und Marmor einstmals nichts als eine bescheidene Ansammlung hölzerner Hütten befunden. Diesem Dörfchen hätte damals niemand eine große Zukunft prophezeit.<sup>1</sup>

Jahrhundertlang stand Rom im Schatten seiner etruskischen Nachbarn. Die Etrusker ihrerseits wurden von den politischen Unternehmungen, die sich im Osten und im Süden abspielten, überholt. In der Frühzeit der Antike gehörte der Mittelmeerraum Griechen und Phöniziern. Als Rom noch ein Dorf von Viehdieben war, verfassten die Griechen Epen und lyrische Dichtung, experimentierten mit der Demokratie, erfanden das Drama, die Philosophie und



die Geschichtsschreibung, wie wir sie kennen. An Rom näher gelegenen Küsten errichteten die Karthager ein bedeutendes Reich, noch bevor die Römer überhaupt wussten, wie man ein Segel setzt. Fünfundzwanzig Kilometer landeinwärts, an den sumpfigen Ufern des Tiber gelegen, war Rom ein unbedeutendes Kaff, ein Zaungast bei der kreativen Entfaltung der frühen klassischen Welt.<sup>2</sup>

Um das Jahr 509 v. Chr. vertrieben die Römer ihre Könige und führten die Republik ein. Damit begann ihr Auftritt auf der Bühne der Geschichte. Seit der Zeit, von der wir Kenntnis haben, waren die politischen und religiösen Institutionen Roms eine Mischung aus selbst entwickelten und übernommenen Elementen. Die Römer borgten sich ungeniert, was ihnen für ihre Zwecke geeignet erschien. Sogar die erste Kodifizierung römischen Rechts, das Zwölf-tafelgesetz, hatte man von Athen übernommen, wie man stolz zugegab. Die römische Republik war eines der vielen auf Bürgerrecht basierenden politischen Experimente im Mittelmeerraum. Allerdings setzten die Römer eigene Akzente mit der Idee einer quasi-egalitären Politik: besondere religiöse Pietas, radikale Ideologien von bürgerlicher Aufopferung, fanatischer Militarismus, gesetzliche und kulturelle Mechanismen zur Eingliederung ehemaliger Feinde als Bundesgenossen und Bürger Roms. Und auch wenn die Römer nach und nach zu der Überzeugung kamen, von den Göttern sei ihnen ein *imperium sine fine*, ein Reich ohne Grenzen, verheißen, entwickelte sich Roms Schicksal keineswegs zwangsläufig, von einer ins Auge springenden geographischen oder geheimen technischen Überlegenheit konnte keine Rede sein. Ein einziges Mal in der Geschichte wurde die Stadt Zentrum eines großen Imperiums.

Der Aufstieg Roms fiel in eine Periode geopolitischer Wirren im mediterranen Großraum im letzten vorchristlichen Jahrhundert. Republikanische Institutionen und militärische Tüchtigkeit ermöglichten es den Römern, in einem günstigen Moment der Geschichte beispiellose staatliche Gewalt zu konzentrieren. Die Legionen vernichteten einen von Roms Rivalen nach dem anderen. Die Errichtung des Imperiums war ein blutiges Geschäft. Die Kriegsmaschine lief wie geschmiert. Mit roher Gewalt wurden Soldaten im gesamten Mittelmeerraum in rechtwinklig angelegten Kolonien angesiedelt.

Im letzten Jahrhundert dieser Zeit der hemmungslosen Eroberung beherrschten Shakespearesche Charaktere die Bühne der Geschichte. Nicht von ungefähr konzentriert sich das historische Bewusstsein abendländischer Forscher so unverhältnismäßig auf diese letzten Generationen der Republik. Die Errichtung des römischen Imperiums war etwas zuvor noch nie Dagewesenes. Plötzlich strebten Wohlstand und Entwicklung auf hohem Niveau nach Modernisierung und übertrafen alles, was die Spezies Mensch bis dahin gekannt hatte. Die verschieden interpretierbare republikanische Verfassung regte tiefeschürfende Betrachtungen an über die Begriffe Freiheit, Tugend, Gemeinschaft. Der Gewinn an imperialer Macht befeuerte beständig Debatten über ihren Gebrauch. Römisches Recht half, Normen für das Regieren aufzustellen, an die sich selbst die Herren des Reichs halten sollten. Aber der Zuwachs an reiner Macht schürte auch die verheerende zivile Gewalt, die in ein Zeitalter der Autokratie führte. In den treffenden Worten von Mary Beard: «Das Imperium schuf die Imperatoren, nicht umgekehrt.»<sup>3</sup>

Als Augustus (reg. 27 v. Chr.–14 n. Chr.) die letzten bedeutenden Randgebiete unter seine Herrschaft gebracht hatte, war es keine Übertreibung, das Mittelmeer als *mare nostrum* – „unser Meer“ – zu bezeichnen. Um die Leistung Roms ganz zu ermessen und die Mechanik des frühen Imperialismus zu verstehen, müssen wir ein paar grundlegende Fakten über den Alltag in einer antiken Gesellschaft kennen. Das Leben verlief langsam, organisch, war stets gefährdet und von Zwängen bestimmt. Die Zeit verging im eintönigen Rhythmus von Schritten und Hufen. Die eigentlichen Arterien des Reichs waren die Wasserwege, doch in der kalten und stürmischen Jahreszeit waren diese nicht befahrbar, und so wurde jede Stadt zu einer Insel. Energie war immer bedrohlich knapp. Zur Verfügung standen menschliche und tierische Muskelkraft, Brennholz und Reisig zum Heizen und Kochen. Das Leben spielte sich überwiegend auf dem Land ab, acht von zehn Menschen lebten außerhalb der Städte. Selbst die Städte hatten einen weit ländlicheren Charakter, als wir uns vielleicht vorstellen, sie waren erfüllt vom Blöken und dem Geschrei – und den strengen Gerüchen – der vierbeinigen Mitbewohner. Das Überleben hing von ausreichendem Regen in einer

prekären Umwelt ab. Für die überwiegende Mehrheit war Getreide die Hauptnahrung. «Unser täglich Brot gib uns heute», war eine aufrichtige Bitte. Überall lauerte der Tod. In einer Welt, in der Infektionskrankheiten in allen Bevölkerungsteilen wüteten, betrug die durchschnittliche Lebenserwartung ab Geburt etwa 20 bis 25 Jahre. All diese Beschränkungen waren so real wie die Schwerkraft und bestimmten die Gesetze der Bewegung in der Welt, wie die Römer sie kannten.<sup>4</sup>

Angesichts dieser Beschränkungen war die räumliche Ausdehnung des Römischen Reichs umso bemerkenswerter. Ohne Telekommunikation und motorisierten Transport errichteten die Römer ein Reich und verbanden höchst unterschiedliche Teile des Globus miteinander. Im Norden erstreckte sich das Reich bis über den 56. Breitengrad, im Süden bis unterhalb 24° N. «Von allen angrenzenden Reichen der vormodernen Geschichte erreichten oder übertrafen nur das Reich der Mongolen, der Inkas und des russischen Zaren die Nord-Süd-Ausdehnung des römischen Herrschaftsgebietes.» Nur wenige Reiche umfassten Teile der Erde, die von den oberen mittleren Breitengraden bis in die Randgebiete der Tropen reichten, und keines hatte so lange Bestand.<sup>5</sup>

Norden und Westen des Reichs waren beeinflusst vom atlantischen Klima. Sein ökologisches Zentrum war der Mittelmeerraum. Das störungsanfällige, launische mediterrane Klima – trockene Sommer und feuchte Winter bei einer relativ gemäßigten Grundtemperatur – ist ein ganz eigener Klimatyp. Die Dynamik eines riesigen Binnenmeeres in Verbindung mit dem höchst unterschiedlichen Relief seiner Inlandsgebiete bewirkt extreme Vielfalt auf kleinstem Raum. In den südlichen und östlichen Gebieten des Reichs setzte sich der Hochdruck der subtropischen Atmosphäre durch und verwandelte das Land mit der Zeit in eine Wüste. Und in Ägypten, der Kornkammer des Reichs, herrschte wieder ein vollkommen anderes Klima, dank der lebensspendenden Nilfluten, deren Wasser von den Monsunregen im Hochland Äthiopiens gespeist wurden. Über all dies herrschten die Römer.<sup>6</sup>

Die Römer konnten ihre Herrschaft über derart ausgedehnte Gebiete nicht allein mit Gewalt durchsetzen. Um sie aufrechtzu-



KARTE 2 Ökologische Zonen des Römischen Reichs

erhalten, musste Zwang mit Bedacht eingesetzt werden, und man musste mit Grenzbewohnern und Anrainern des Reichs ständig verhandeln. Im Laufe der langen Dauer des Imperiums schwankte die innere Logik imperialer Macht vielfach zwischen vorsichtig ausgeübtem Zwang und geschickter Verhandlung.

Augustus ordnete das Reich, das wir als das Imperium der hohen Kaiserzeit betrachten. Er war ein politisches Genie, dem ein sehr langes Leben vergönnt war und das dem Todeskampf der republikanischen Verfassung vorstand. Während seiner Herrschaft kam es immer seltener zu Eroberungsfeldzügen, die in der Spätzeit der Republik vom Kampf der Eliten um die Macht befeuert worden waren. Seine Regierungszeit wurde als eine Episode des Friedens gepriesen. Die Tore des Janustempels, die in Kriegszeiten offen standen, waren in sieben Jahrhunderten nur zweimal geschlossen worden. Augustus inszenierte ihre Schließung dreimal. Er schaffte die ständig unter Waffen stehenden Bürgerlegionen ab und ersetzte sie durch Berufsarmeen. In der späten Republik war willkürliche Ausplünderung

immer noch die Regel, doch langsam aber sicher begannen sich in den eroberten Gebieten Normen in Regierung und Justiz durchzusetzen. Statt das Volk auszubeuten, wurden jetzt Steuern erhoben. Flackerte Widerstand auf, wurde er, wie in Judäa und Britannien, mit rabiater Gewalt erstickt. Erst vereinzelt, dann aber immer häufiger und schneller wurde in den Provinzen das Bürgerrecht verliehen.

Der große und entscheidende Deal, der das imperiale Regime in den ersten beiden Jahrhunderten kennzeichnete, war die stillschweigende Übereinkunft zwischen dem Imperium und den «Städten». Die Römer herrschten mittels der Städte und deren vornehmer Familien. Sie drängten die städtischen Aristokratien der Mittelmeerwelt in ihr imperiales Projekt. Indem sie die Besteuerung in die Hand der lokalen Oberschicht legten und großzügig das römische Bürgerrecht verliehen, banden die Römer die Eliten dreier Kontinente in die herrschende Klasse ein und konnten so mit nur wenigen hundert hochrangigen römischen Beamten über ein riesiges Reich gebieten. Im Rückblick ist es überraschend, wie schnell das Imperium auf die reine Ausbeutung verzichtete und zu einer Art Commonwealth wurde.<sup>7</sup>

Die Stabilität des Imperiums hing von diesem großen Deal ab. Er war ein Schachzug, und er funktionierte. Während der *Pax romana*, als Ausrauben durch Regieren ersetzt wurde, erlebte das Reich mit seinen vielen Menschen eine Blüte. Es begann mit einer Zunahme der Bevölkerung. Niemals zuvor hatte es so viele Menschen gegeben. Städte wuchsen über ihre alten Grenzen hinaus. Die Besiedelung der Landschaft wurde dichter. Wälder wurden gerodet, Ackerland gewonnen, Bauernhöfe auch in Hanglagen gebaut. Alles Organische schien in der Sonne des Römischen Reichs zu gedeihen. Irgendwann im ersten Jahrhundert dieser Ära wuchs die Bevölkerung Roms als erster Stadt der Welt wahrscheinlich auf über eine Million an und war damit die einzige Millionenstadt im Westen, bis London um das Jahr 1800 diese Größe erreichte. Mitte des zweiten Jahrhunderts lebten insgesamt etwa fünfundsiebzig Millionen Menschen unter römischer Herrschaft, ein Viertel der gesamten Weltbevölkerung.<sup>8</sup>

In einer sich nur langsam bewegenden Gesellschaft kann ein der-

artiges Wachstum – in diesem Umfang und in diesem Zeitraum – leicht den Untergang bedeuten. Land ist der wichtigste Produktionsfaktor, und Land ist einfach begrenzt. Mit dem Anstieg der Bevölkerungszahlen mussten die Menschen immer mehr in Randgebiete ausweichen und der Umwelt unter immer härteren Bedingungen Energie abgewinnen. Thomas Malthus hat diesen immanenten und paradoxen Zusammenhang zwischen menschlichen Gesellschaften und ihrer Versorgung mit Nahrungsmitteln wohlverstanden: «Die Kraft zur Bevölkerungsvermehrung ist umso vieles stärker als die der Erde innewohnende Kraft, Unterhaltsmittel für den Menschen zu erzeugen, dass ein frühzeitiger Tod in der einen oder anderen Gestalt das Menschengeschlecht heimsuchen muss. Die Laster der Menschheit sind eifrige und fähige Handlanger der Entvölkerung. Sie stellen die Vorhut im großen Heer der Zerstörung dar; oftmals vollenden sie selbst das entsetzliche Werk. Sollten sie aber versagen in diesem Vernichtungskrieg, dann dringen Krankheitsperioden, Seuchen und Pest in schrecklichem Aufgebot vor und rafften Tausende und Abertausende hinweg. Sollte der Erfolg immer noch nicht vollständig sein, gehen gewaltige, unvermeidbare Hungersnöte als Nachhut um und bringen mit einem mächtigen Schlag die Bevölkerungszahl und die Nahrungsmenge der Welt auf den gleichen Stand.»<sup>9</sup>

Dennoch wurden die Römer nicht Opfer einer massiven Hungersnot, und darin muss die verborgene Logik des Erfolgs des Reiches gesehen werden. Anstatt in tieferem Elend zu versinken, erreichten die Römer trotz einer überstürzten demographischen Entwicklung ein wirtschaftliches Pro-Kopf-Wachstum. Es gelang ihnen, der unerbittlichen Logik des Malthus'schen Gesetzes zu trotzen oder sie zumindest zu verzögern.

In heutiger Zeit sind wir an ein jährliches Wachstum von zwei bis drei Prozent gewöhnt, an das wir unsere Hoffnungen und Pensionspläne knüpfen. Das war in der Antike ganz anders. Vorindustrielle Ökonomien waren ihrem Wesen nach ständig von Ressourcenknappheit bedroht und hatten nur beschränkt die Möglichkeit, Energie effizienter und nachhaltiger zu gewinnen und umzuwandeln. Doch die Vormoderne war weder ein langsamer und stetiger Anstieg in



Richtung Moderne, noch trat der sprichwörtliche Hockeyschläger-Effekt ein – die Annahme, es habe eine ewig gleiche, öde Subsistenzwirtschaft geherrscht bis zum spektakulären Durchbruch in der Nutzung von Energie zur Zeit der industriellen Revolution. Vormoderne Gesellschaften waren vielmehr geprägt von Expansionsschüben und anschließender rückläufiger Entwicklung. Jack Goldstone schlug den Begriff «Effloreszenz» für solche Phasen der Expansion vor, wenn die Hintergrundbedingungen eine glückliche Zeitspanne lang zu echtem Wachstum führen. Dieses kann extensiv sein, wenn die Bevölkerung wächst und mehr Ressourcen produktiv genutzt werden können. Aber wie Malthus beschrieben hat, ist diese Art Wachstum letztlich nicht nachhaltig. Vielversprechender ist intensives Wachstum, wenn Handel und Technologie dazu verwendet werden, Energie aus der Umwelt effizienter zu gewinnen.<sup>10</sup>

Das römische Imperium bereitete den Weg für eine Effloreszenz historischen Ausmaßes. Bereits gegen Ende der Republik machte Italien frühe Schritte in Richtung sozialer Entwicklung. Ein Stück weit war die Prosperität Italiens vielleicht nur Ergebnis von Einnahmen und politischen Renditen aus den eroberten Gebieten. Aber neben diesem aus den Provinzen stammenden Wohlstand gab es echtes Wachstum, das nicht nur andauerte, nachdem die militärische Expansion an ihre äußeren Grenzen gestoßen war, sondern sich nun auch in den eroberten Provinzen ausbreitete. Die Römer beließen es nicht bei der bloßen Herrschaft über das Territorium und dem Transfer eines Teils des Überschusses von der Peripherie ins Zentrum. Die Eingliederung ins Imperium wirkte als Katalysator. Langsam, aber stetig verwandelte die römische Herrschaft das Gesicht der unterworfenen Gesellschaften. Handel, Märkte, Technologie, Urbanisierung: Das Imperium und seine zahlreichen Bewohner nahmen die Hebel der Entwicklung in die Hand. Über anderthalb Jahrhunderte lang erlebte das Imperium in großem geographischem Ausmaß sowohl intensives als auch extensives Wachstum. Es widerlegte damit nicht nur Malthus' Berechnungen, sondern gewann zudem politisches Kapital.<sup>11</sup>

Dieser Wohlstand war sowohl Voraussetzung als auch Folge der Ausdehnung des Reichs. Es war ein goldenes Zeitalter. Die Stabi-

lität des Imperiums ermöglichte demographisches und wirtschaftliches Wachstum; auf Menschen und Wohlstand wiederum beruhte die Kraft des mächtigen Imperiums. Soldaten gab es zuhauf. Die Steuersätze waren niedrig, trotzdem sprudelten die Einnahmen reichlich. Die Kaiser zeigten sich großzügig. Der große Deal mit den städtischen Eliten zahlte sich für beide Seiten aus. Der Wohlstand schien für alle und überall auszureichen. Die römischen Armeen waren Feinden an allen Fronten taktisch, strategisch und logistisch überlegen. Die Römer hatten eine Art günstiges Gleichgewicht geschaffen, das vielleicht fragiler war, als sie ahnten. Gibbons berühmtes Werk *Verfall und Untergang des römischen Imperiums* beginnt mit den glücklichen Tagen des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Sein berühmtes Urteil lautete: «Wenn jemand aufgefordert werden sollte, die Periode in der Weltgeschichte anzugeben, während welcher die Lage des Menschengeschlechtes die beste und glücklichste war, so würde er ohne Zögern diejenige nennen, welche zwischen dem Tode des Domitian [96 n. Chr.] und der Thronbesteigung des Commodus [180 n. Chr.] verfloss.»<sup>12</sup>

Die Römer hatten die äußerste Grenze dessen erreicht, was unter den organischen Bedingungen einer vormodernen Gesellschaft möglich war. Es ist kein Wunder, dass der Fall eines solchen Kolosses, von Gibbon als «diese grässliche Revolution» bezeichnet, Thema fortdauernder Faszination ist.

#### UNSER LAUNISCHER PLANET

Um 650 n. Chr. war das Römische Reich nur noch der schwache Abglanz dessen, was es einst gewesen war, ein byzantinischer Rumpfstaat mit Konstantinopel, Anatolien und ein paar verstreuten Inseln im Mittelmeer. Westeuropa war in zerstrittene germanische Königreiche zerfallen. Armeen arabischer Glaubenskrieger hatten binnen kurzem das halbe einstige Imperium an sich gerissen. Die Bevölkerung des Mittelmeerraums, die einst fünfundsiebzig Millionen betragen hatte, war ungefähr auf die Hälfte geschrumpft. Rom selbst hatte noch etwa 20 000 Einwohner, die deswegen nicht etwa



reicher waren. Im siebten Jahrhundert bestand nur noch eine einzige Route, die den Westen über das Meer mit dem Osten verband. Das Währungssystem war so fragmentiert wie das politische Mosaik des frühen Mittelalters. Es existierten nur noch die primitivsten Finanzinstitutionen. Überall herrschte apokalyptische Angst, in der Christenheit wie auch im aufkommenden Islam. Das Ende der Welt schien nahe.

Dieses Zeitalter wurde gemeinhin als «dunkel» bezeichnet, doch lassen wir dieses Etikett am besten beiseite. Es riecht hoffnungslos nach Vorurteilen aus der Zeit der Renaissance und der Aufklärung und unterschätzt gänzlich die eindrucksvolle kulturelle Vitalität und das fortdauernde geistige Erbe der ganzen Epoche, die mittlerweile als «Spätantike» bezeichnet wird. Allerdings sollte man auch nicht den Zerfall des Reichs beschönigen, den ökonomischen Kollaps und den technologischen Rückschritt. Dies sind harte Fakten, so objektiv wie eine Stromrechnung, die erklärt und mit vergleichbaren Einheiten gemessen werden müssen. Beim Untergang des Römischen Reichs kehrte sich der Prozess der Effloreszenz um in Richtung geringerer Energieeffizienz und geringeren Austauschs. Was wir vor uns haben, ist eine Periode von kolossalem Staatsversagen und Stagnation. In Ian Morris' kühnem Versuch, einen allgemeingültigen Rahmen für soziale Entwicklung zu entwerfen, erscheint der Untergang des Römischen Reichs als der größte einzelne Rückfall *in der ganzen Menschheitsgeschichte*.<sup>13</sup>

An Erklärungen für den Untergang Roms hat es nie gemangelt – es gibt geradezu einen Stau widerstreitender Theorien. Ein deutscher Althistoriker listete 210 Hypothesen auf. Manche halten der Prüfung besser stand als andere; die beiden, die als Anwärter auf die Meisterschaft in einer breit angelegten Erklärung den Spitzenplatz einnehmen, betonen die der Mechanik des imperialen Systems inhärente mangelnde Nachhaltigkeit und den zunehmenden Druck von außen an den Reichsgrenzen. Augustus, der erste Kaiser, schuf den konstitutionellen Rahmen der Monarchie. Nachfolgeregelungen blieben absichtlich unbestimmt, und die Wechselfälle des Schicksals spielten eine gefährlich große Rolle. Im Lauf der Zeit führte der Kampf um Macht und Legitimität zu selbstzerstörerischen Kriegen

um das Kommando über die Armeen. Zugleich verdrängte das stetig anwachsende professionelle Korps imperialer Beamten die Netzwerke lokaler Eliten aus der Verwaltung des Reiches und trug zu einer Bürokratisierung und Schwächung des Staates bei. Der zunehmende fiskalische Druck überhitzte das System.<sup>14</sup>

Mittlerweile erstreckte sich das Imperium bis nach Nordbritannien, bis zu Rhein, Donau, Euphrat und den Ausläufern der Sahara. Jenseits der Grenzen träumten neidische und hungrige Völker von einem eigenen Schicksal. Die Zeit war ihr Verbündeter; im Verlauf des Prozesses, den wir heute sekundäre Staatsbildung nennen, wurden die Gegner Roms im Laufe der Jahrhunderte komplexer organisiert und furchteinflößender. Diese Bedrohungen zehrten unaufhaltsam an den Ressourcen der Grenzgebiete ebenso wie an denen des Kernlandes. Zusammen mit dynastischem Zwist erwiesen sie sich als fatal für die Geschicke des Imperiums.

Diese altvertrauten Theorien haben viel für sich und bleiben Bestandteil der im vorliegenden Buch dargestellten Geschichte. Doch in jüngerer Zeit haben es Forscher, die sich mit der Vergangenheit befassen, zunehmend mit dem zu tun, was man *natürliche* Archive nennen könnte. Diese kommen in vielen unterschiedlichen Formen vor: Eisbohrkerne, Felszeichnungen, Versinterungen in Höhlen, Ablagerungen in Seen und Meeressedimente geben Aufschluss über Klimaveränderungen in der Sprache der Geochemie. Jahresringe und Gletscher sind Protokolle der Geschichte der Umwelt. Diese konkreten Zeugnisse bewahren die kodierten Aufzeichnungen der Erdgeschichte. Auch die biologische und die Evolutionsgeschichte haben eine Spur gelegt, der wir folgen können. Menschliche Knochen, ihre Größe, ihre Form und ihre Verletzungen verraten viel über Gesundheit und Krankheit. Die Isotopenchemie von Knochen und Zähnen kann uns Geschichten über Ernährung, Migration und biologische Biographien der schweigenden Mehrheit erzählen. Und das umfangreichste Archiv von allen sind vielleicht die langen Nukleinsäurestränge, die wir Gene nennen. Genomnachweise können sowohl auf die Geschichte unserer eigenen Spezies als auch auf die unserer Verbündeten und Gegner, mit denen wir den Planeten geteilt haben, ein Licht werfen. Die lebende DNA ist ein organisches Archiv der

Evolution. Und dass wir alte DNA aus archäologischen Funden extrahieren und sequenzieren können, ermöglicht uns, den Stammbaum des Lebens bis tief in die Vergangenheit zu rekonstruieren. Mitunter konnten wir dadurch einige der mikrobiologischen Massenmörder der Geschichte mit forensischen Mitteln auf so dramatische und definitive Weise identifizieren wie bei einer Beweisführung im Gerichtssaal. Die Technologie revolutioniert unser Wissen über die Evolution von Mikroben und Menschen.<sup>15</sup>

Die meisten Erzählungen über den Untergang Roms gehen von der stillschweigenden Vermutung aus, dass die Umwelt ein unveränderlicher Hintergrund dieser Geschichte gewesen sei. Als Nebenprodukt unseres Bestrebens, die Geschichte der Erdsysteme zu verstehen, wissen wir heute dank der atemberaubenden Fortschritte, die wir beim Erfassen von Daten zum Paläoklima und zur Genomgeschichte gemacht haben, dass diese Annahme falsch ist. Sie ist auch nicht einfach falsch, sondern vielmehr haarsträubend falsch. Die Erde war und ist eine schwankende Plattform menschlichen Tuns, so instabil wie ein Schiffsdeck in einem Sturm. Ihre physikalischen und biologischen Systeme sind ein sich ständig wandelnder Schauplatz und haben, wie John Brooke es nennt, für eine «stürmische Reise» gesorgt, seit es uns Menschen gibt.<sup>16</sup>

Unser Bewusstsein für den Klimawandel wird verständlicherweise dadurch geschärft, dass die Erdatmosphäre durch die Emission von Treibhausgasen in einem alarmierenden und noch nie dagewesenen Tempo verändert wird. Doch der menschengemachte Klimawandel ist ein Problem neueren Datums – und offengestanden nur ein Teil des Bildes. Bereits lange bevor der Mensch begann, die Atmosphäre mit hitzespeichernden Chemikalien zu belasten, schwankte das Klimasystem aufgrund natürlicher Ursachen. Die längste Zeit der zweihunderttausend Jahre Menschheitsgeschichte lebten unsere Ahnen im Pleistozän, einem Zeitalter heftiger Klimaschwankungen. Kleine Veränderungen der Umlaufbahn der Erde und geringe Abweichungen in der Neigung der Erdachse und der Erdrotation verändern ständig Menge und Verteilung der Energie, die uns von dem uns nächsten Gestirn, der Sonne, erreicht. Das ganze Pleistozän hindurch erzeugte dieser, orbitaler Antrieb ge-

nannte Mechanismus Jahrtausende andauernde Eiszeiten. Als dann vor etwa 12 000 Jahren das Eis abschmolz, begann die warme und beständige, Holozän genannte Zwischeneiszeit. Das Holozän bildete den klimatischen Hintergrund für das Aufkommen der Landwirtschaft und die Entstehung komplexer politischer Ordnungen, doch es zeigt sich, dass es eine Zeit ausgeprägter Klimaschwankungen war, die sich dramatisch auf das Leben der Menschen auswirkten.<sup>17</sup>

Während Umlaufschwankungen einschneidende Veränderungen im Klima des Holozäns verursachen, variiert die Sonnenenergie mit ebenfalls erheblichen Folgen in kürzeren Zyklen. Die Sonne ist selbst ein unbeständiger Stern. Der Schwabe-Zyklus (elf Jahre) ist nur einer der bekanntesten in einer Reihe periodischer Schwankungen der solaren Lichtmaschine; einige von ihnen wirken sich drastisch auf die Sonneneinstrahlung aus. Und auch unser Planet hat eine Rolle im natürlichen Klimawandel gespielt: Vulkanausbrüche schleudern reflektierende Sulfat-Aerosole hoch in die Atmosphäre, welche die Erde vor den Sonnenstrahlen abschirmen. Selbst während des gemäßigten Holozäns interagierten orbitale, solare und vulkanische Kräfte mit den grundsätzlich variablen Systemen der Erde und machten das Klima weitaus unbeständiger, als wir es uns vorgestellt haben.<sup>18</sup>

Die Entdeckung eines plötzlichen Klimawandels während des Holozäns ist eine Offenbarung. Wir erkennen, dass die Römer, aus planetarischer Perspektive, Glück hatten. Das Imperium erreichte seine größte Ausdehnung und höchste Prosperität gegen Ende des Holozäns in einer Phase, die römisches Klimaoptimum (Roman Climate Optimum, RCO) genannt wird. Das RCO erweist sich als eine Warmphase mit feuchtem und beständigem Klima fast im ganzen mediterranen Kernland des Imperiums. Dies war ein günstiger Moment, um dank einer Reihe voneinander abhängiger politischer und ökonomischer Bedingungen ein agrarisches Reich zu schaffen.

Neben Handel und Technologie war das Klima ein stiller Partner in einem scheinbaren *circulus virtuosus* von Macht und Prosperität. Als die Römer ihr Reich bis zu seinen Grenzen ausdehnten, hatten sie keine Ahnung von den ungewissen und prekären Umweltbedingungen, auf denen sie es errichtet hatten.

**Tabelle 1.1** Römische Klimaperioden

Römisches Klimaoptimum	ca. 200 v. Chr.–150 n. Chr.
Römische Übergangsperiode	ca. 150 n. Chr.–450 n. Chr.
Spätantike Kleine Eiszeit	ca. 450 n. Chr.–700 n. Chr.

Ab der Mitte des zweiten Jahrhunderts ging es mit dem Glück der Römer bergab. Während der Jahrhunderte, die Gegenstand unserer Untersuchung sind, kam es zu einer der dramatischsten Klimaveränderungen im ganzen Holozän. Zunächst begannen drei Jahrhunderte andauernde klimatische Turbulenzen (von 150 bis 450 n. Chr.), die wir «Römische Übergangsperiode» nennen möchten. An entscheidenden Wendepunkten belastete die Unbeständigkeit des Klimas die Kraftreserven des Imperiums und beeinflusste dramatisch den Lauf der Ereignisse. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts nehmen wir Anzeichen einer entscheidenden Veränderung wahr, die in der Spätantiken Kleinen Eiszeit ihren Höhepunkt erreichte. Heftige vulkanische Aktivitäten in den Jahren von 530 bis 540 führten zur kältesten Zeitspanne des gesamten Holozäns. Gleichzeitig gingen die Sonneneinstrahlung und damit die zur Erde gelangende Energie auf das niedrigste Niveau in mehreren Jahrtausenden zurück. Wir werden sehen, dass die (reale) Klimaverschlechterung mit einer bis dahin beispiellosen biologischen Katastrophe einherging, so dass vollends zerstört wurde, was vom römischen Staat damals noch übrig war.

Im vorliegenden Buch soll gezeigt werden, dass der Einfluss des Klimas auf die römische Geschichte abwechselnd kaum merkbar und dann wiederum riesengroß war, manchmal positiv und andere Male zerstörerisch. Der Klimawandel war jedoch immer ein *exogener* Faktor, ein echter Joker, der alle übrigen Spielregeln außer Kraft setzte. Von außen her modifizierte er die demographischen und agrarischen Grundlagen des Lebens, von denen die komplexeren Strukturen von Staat und Gesellschaft abhingen. Aus guten Gründen verehrte man in der Antike die furchterregende Göttin Fortuna: Die Menschen ahnten, dass die Mächte, die diese Welt regierten, letztlich unberechenbar waren.<sup>19</sup>

Die Natur verfügte noch über ein weiteres furchtbares Mittel, das

über menschliche Gesellschaften hereinbrach wie eine Armee bei Nacht, nämlich Infektionskrankheiten. Biologischer Wandel hatte sogar noch größere Auswirkungen auf das Schicksal Roms als das Klima. Freilich waren und sind beide nicht voneinander unabhängig. Klimawandel und pandemische Infektionskrankheiten überlagerten sich, sind jedoch keine Naturgewalten, die notwendigerweise gleichzeitig eintreten. Mitunter hatten Klimawandel und Seuchen synergetische Wirkungen. Zu anderen Zeiten traten sie nicht zufällig zeitgleich auf, da Klimastörungen einen ökologischen oder evolutionären Wandel hervorrufen können, der eine Seuche zur Folge hat. Im Laufe der Jahrhunderte, die wir betrachten werden, beeinflussten sie oft zusammen das Schicksal des Römischen Imperiums.<sup>20</sup>

Einen grundlegenden Unterschied zwischen Klimawandel und Infektionskrankheiten gibt es jedoch. Bis vor kurzem veränderte sich das Klimasystem gemäß seinem eigenen Tempo und zu den eigenen Bedingungen, ohne vom Menschen beeinflusst zu werden. Im Gegensatz dazu ist die Geschichte der Seuchen weit stärker vom menschlichen Eingreifen geprägt. Schließlich erzeugt eine menschliche Gesellschaft die Umwelt, in der tödliche Mikroorganismen leben, sich ausbreiten und gedeihen. In mancherlei Hinsicht war eine unbeabsichtigte und paradoxe Folge der ambitionierten gesellschaftlichen Entwicklung des Römischen Reichs die tödliche mikrobiologische Umwelt, die diese Entwicklung begünstigte. Die Römer hatten ungewollt Mitschuld an der Entstehung der Krankheitsökologie, die sich demographisch so fatal auswirkte.

Um zu verstehen, wie die Römer lebten und starben – und dabei geht es zunächst gar nicht um das Schicksal des Imperiums –, müssen wir die spezifische Beziehung zwischen der menschlichen Zivilisation und dem Verlauf der Epidemien aufzeigen, mit denen die Römer zu tun hatten. Die Krankheitserreger, die die Mortalität der Menschen bestimmten, bilden nicht etwa eine undifferenzierte Ansammlung von Feinden. Die biologischen Besonderheiten von Keimen sind unbeherrschbare und entscheidende Faktoren der Geschichte. Die Geschichte der Keime wurde in den siebziger Jahren hervorragend erforscht und insbesondere in William McNeills be-

rühmtem Klassiker *Seuchen machen Geschichte* dargestellt. McNeill zufolge knüpften das Aufkommen und danach das Aufeinandertreffen verschiedener neolithischer Keimpools den Verbindungsfaden der Geschichte. Die Landwirtschaft brachte die Menschen in engen Kontakt mit Haustieren; in den Städten verdichtete sich die Bevölkerung, so dass sich die Keime ausbreiten konnten; die Ausweitung von Handelsbeziehungen führte zum «Austausch der Zivilisationskrankheiten», wenn in einer bestimmten Gesellschaft endemische Erreger gierig in bis dahin unberührte Gegenden eindringen.<sup>21</sup>

In den letzten Jahren begann der Glanz des klassischen Erklärungsmodells zu verblassen. Das Terrain hat sich in aller Stille, jedoch entscheidend verändert. In den siebziger Jahren erlebte die westliche Medizin einen triumphalen Höhepunkt. Die Geißeln der Menschheit kapitulierten eine nach der anderen vor dem wissenschaftlichen Fortschritt. Man redete zuversichtlich von einer Zeit, in der Infektionskrankheiten nur noch der Vergangenheit angehören würden ... Doch die angsteinflößende Auflistung der neu aufkommenden Infektionskrankheiten – HIV, Ebola, Lassa, West-Nil-Fieber, Nipah, SARS, MERS und neuerdings Zika, um nur einige von mehreren hundert zu nennen – zeigt, dass sich die Natur immer wieder etwas Neues einfallen lässt. Und allen diesen neuen Infektionskrankheiten ist tückischerweise eines gemein: Sie entstanden bei wildlebenden, nicht bei domestizierten Arten. Pathogene Evolution und zoonotische Seuchen aus der Wildnis treten in der Dynamik neuer Infektionskrankheiten häufiger auf als früher.<sup>22</sup>

Diese Erkenntnisse müssen noch umfassend und konsequent für eine Erforschung der Vergangenheit eingesetzt werden, doch sie verändern jetzt schon drastisch unser Verständnis des Stellenwerts, den die römische Zivilisation in der Geschichte der Krankheiten einnimmt. Wir müssen uns die römische Welt als ein durch und durch von Mikroorganismen durchsetztes Ökosystem vorstellen. Es beginnt damit, dass das Römische Reich frühzeitig urbanisiert wurde – ein großes, geschäftiges Verteilernetz. Die römische Stadt war ein Wunder an Ingenieurskunst, und fraglos milderten Toiletten, Kanalisation und fließendes Wasser die schlimmsten Auswirkungen des Abfallproblems. Doch diesen Umweltkontrollsystemen standen



übermächtige Kräfte gegenüber, sie waren bestenfalls ein nicht sehr stabiler und undichter Damm gegen eine Flut von Keimen. In der Stadt wimmelte es von Ratten und Fliegen; Kleinjetier kreischte und quietschte auf Gassen und Höfen. Man wusste nichts von Keimen, Händewaschen war nicht üblich, und Lebensmittel konnten nicht vor Verunreinigung geschützt werden. Die antike Stadt war eine ungesunde Umgebung. Relativ harmlose Krankheiten, die sich auf fäkal-oralem Weg verbreiteten und zu tödlichen Durchfallerkrankungen führten, waren vermutlich die Todesursache Nummer eins im Römischen Reich.

Außerhalb der Städte setzte die Umgestaltung der Landschaft die Römer ebenso gefährlichen Bedrohungen aus. Die Römer veränderten nicht einfach die Landschaft, sie zwangen ihr ihren Willen auf. Sie rodeten Wälder und brannten sie nieder. Sie änderten den Lauf von Flüssen, legten Gebiete trocken und bauten Straßen durch nahezu unzugängliche Sümpfe. Eingriffe des Menschen in eine neue Umgebung sind ein gewagtes Spiel. Sie setzen uns nicht nur unbekannt Parasiten aus, sondern können Kettenreaktionen ökologischer Veränderungen mit unvorhersehbaren Folgen auslösen. Im Römischen Imperium rächte sich die Natur bitter. Die schlimmste Geißel war die Malaria – von Moskitos übertragen, wurde sie zu einer Plage der römischen Zivilisation. Die vielgepriesenen Hügel Roms waren nur Buckel, die sich über einem besseren Sumpf erhoben. Das Tibertal, ganz zu schweigen von den in der ganzen Stadt verteilten Wasserbecken und Brunnen, war ein Paradies für den Krankheitsüberträger, die Ewige Stadt wurde zu einem malariaverseuchten Morast. In Stadt und Land, überall, wo die Anopheles gedieh, brachte die Malaria vielfachen Tod.<sup>23</sup>

Das römische Krankheitsumfeld war auch Folge des hohen Vernetzungsgrads des Imperiums, das eine bis dahin nie dagewesene Binnenzone von Handel und Migration schuf. Auf den Straßen und Schifffahrtsrouten wurden nicht nur Menschen, Ideen und Waren befördert, auch Keime reisten stets mit. Wir können beobachten, wie dieses Muster in unterschiedlichem Tempo zutage tritt. Man kann die Ausbreitung träger tödlicher Keime wie die der Tuberkulose oder der Lepra nachverfolgen, die sich über das Imperium



wie Lava ergossen. Wenn sich rasch ausbreitende Infektionskrankheiten schließlich auf das große Förderband des römischen Netzwerks übersprangen, waren die Folgen verheerend.

Wir werden besonderes Augenmerk auf das paradoxe Verhältnis zwischen der sozialen Entwicklung und der Krankheitsökologie des Imperiums richten. Trotz Frieden und Wohlstand waren die Bewohner des Reichs, auch an vormodernen Standards gemessen, nicht gesund. Ein Indiz für ihr niedriges gesundheitliches Niveau war ihre kleine Statur. Ein Mann wie Julius Caesar, der als großgewachsen galt, konnte nur in einer Gesellschaft von Menschen, die im Durchschnitt kaum 1,60 Meter groß waren, aufgefallen sein. Der schlechte Gesundheitszustand der Römer lässt sich auf Infektionskrankheiten zurückführen. Doch wenn wir die spezifischen im Römischen Reich auftretenden Krankheiten genauer betrachten und uns die Muster der Sterblichkeit in Raum und Zeit genauer anschauen, stellen wir bezeichnenderweise fest, dass es solche Muster in der römischen Welt nicht gab. Es kam nicht in größerem Maßstab zu überregionalen Epidemien, meistens waren sie lokal oder regional begrenzt. Das liegt an der Biologie der Erreger selbst: Mikroben, die auf fäkal-oralem Weg übertragen werden oder als blinde Passagiere in Insekten reisen, können sich nur räumlich und zeitlich begrenzt verbreiten. Zu Beginn des zweiten Jahrhunderts erzeugte jedoch die Verbindung von römischer imperialer Ökologie und pathogener Entwicklung eine neue Art von Ausbruch: die Pandemie.<sup>24</sup>

Die Jahrhunderte der spätrömischen Geschichte können als Ära pandemischer Krankheiten betrachtet werden. Dreimal wurde das Imperium durch todbringende Ausbrüche von ungeheurer geographischer Reichweite erschüttert. Im Jahr 165 n. Chr. brach die sogenannte Antoninische Pest aus, vermutlich durch Pocken verursacht, und 249 suchte ein unbekannter Erreger die unter römischer Herrschaft stehenden Gebiete heim. 541 kam dann die erste große Pandemie von *Yersinia pestis*, dem Erreger der Beulenpest, und hielt sich über zweihundert Jahre lang. Das Ausmaß dieser biologischen Katastrophen übersteigt die Vorstellungskraft. Geht es um die Zahl der Todesopfer, war die Antoninische Pest wahrscheinlich noch die harmloseste der drei Pandemien. Es ist zu vermuten, dass sie um die

sieben Millionen Menschen dahinraffte. Einige Historiker sprechen von noch weit höheren Zahlen. Der blutigste Tag in der Geschichte des Imperiums war die verheerende Niederlage Roms in der Schlacht bei Adrianopel, als eine erbarmungslose Streitmacht gotischer Invasoren das Gros seiner östlichen Feldarmee überrannte. Bis zu zwanzigtausend Römer verloren an diesem unheilvollen Tag ihr Leben, und auch wenn sie als Soldaten einer größeren Gefahr ausgesetzt waren, zeigt der Vergleich eben: Bakterien sind noch weitaus tödlicher als Barbaren.

Die Verursacher von Massensterben im Römischen Reich entstammten hauptsächlich der Natur. Es waren tödliche, exotische Eindringlinge aus Gebieten jenseits der Grenzen. Deshalb lässt eine allein auf das Imperium beschränkte Geschichte nur eine Art Tunnelblick zu. Die Geschichte von Aufstieg und Fall des Römischen Reichs ist eng verflochten mit der globalen Umweltgeschichte. In römischer Zeit gab es einen Quantensprung in der globalen Vernetzung. Die Nachfrage nach Seide und Gewürzen, Sklaven und Elfenbein beflügelte eine fieberhafte Geschäftigkeit über Grenzen hinweg. Kaufleute zogen durch die Sahara, entlang der Seidenstraßen und vor allem über den Indischen Ozean und zu den Häfen am Roten Meer, die das Imperium angelegt hatte. Der Weg, auf dem die exotischen Tiere zu den Schaukämpfen in den römischen Arenen transportiert wurden, lässt wie eine makroskopische Leuchtspur genau die Wege erkennen, auf denen die Römer mit desaströsen neuen Krankheiten in Kontakt kamen. Das fundamentalste Moment globaler Biodiversität ist der Breitengradabhängige Speziesgradient: je näher am Äquator, desto reicher ist alles Leben. In den gemäßigten und den Polarregionen haben regelmäßig wiederkehrende Eiszeiten die Experimente der Evolution hinweggefegt, und in den kälteren Klimazonen gibt es einfach weniger Energie und weniger biologische Wechselwirkung. Die Tropen, wo Zeit und höhere Sonneneinstrahlung zusammen ein unermesslich dichtes Geflecht biologischer Komplexität erzeugt haben, sind ein «Museum» der Biodiversität. Dies gilt ebenso für Mikroorganismen einschließlich pathogener Erreger. Die von Menschen gemachten Netzwerke und Verbindungen breiteten sich über natürlich entstandene Zonen aus. Die Römer

trugen dazu bei, eine Welt zu erschaffen, in der kleine Funken einen Flächenbrand von interkontinentalem Ausmaß entfesseln konnten. Die römische Geschichte insgesamt ist ein kritisches Kapitel in der größeren Menschheitsgeschichte.<sup>25</sup>

Die evolutionäre Geschichte der Keime erkennen wir erst ansatzweise, doch wir können einen ernsthaften Beitrag leisten, indem wir die römische Geschichte als ein einzelnes, allerdings vielleicht außergewöhnlich bedeutendes Kapitel in einer viel längeren globalen Geschichte pathogener Evolution begreifen. Die Römer trugen zur Entstehung der mikrobiologischen Umwelt bei, in der das Zufallsspiel der genetischen Mutation seine raffinierten Experimente betrieb. Wenn das Schicksal des Römischen Reichs von der überwältigenden Macht pandemischer Krankheiten geprägt wurde, so war es eine unheilvolle Mischung aus Struktur und Zufall.

Die vordringliche Erforschung der Erdgeschichte und die Genomrevolution lehren uns, dass Klimawandel und neue Infektionskrankheiten immer schon integraler Bestandteil der Menschheitsgeschichte gewesen sind. Die entscheidende Frage ist nicht mehr, ob, sondern wie man den Einfluss der natürlichen Umwelt in Zusammenhang mit der Abfolge von Ursache und Wirkung bringt.

#### EINE GESCHICHTE DER MENSCHEN

Die Einbeziehung des Wissens aus so unterschiedlichen Bereichen wie den Natur-, Sozial- und Humanwissenschaften wird *Konsistenz* genannt. *Einbeziehung* bedeutet, dass der Historiker alles andere als ein passiver Rezipient neuer wissenschaftlicher Daten ist. Die in diesem Buch vorgestellte Interpretation stützt sich auf unser immer noch zunehmendes Wissen über jene ganz und gar menschlichen Aspekte des Narrativs. Jahrhunderte kontinuierlicher geisteswissenschaftlicher Forschung haben uns geholfen, die Belastungen – genauer gesagt die Funktionsweise – des Römischen Imperiums in einer Detailgenauigkeit zu verstehen, um die uns Gibbon beneidet hätte. Dieses Buch unternimmt den Versuch, auf diesen Einsichten aufzubauen, die so neu, genial und überraschend

sind wie die jüngste Genomstudie oder das neueste paläoklimatische Archiv.<sup>26</sup>

Wie lässt sich also die lange Folge bedeutsamer Veränderungen erklären, die ein Reich, das zu einem Zeitpunkt – in der Ära Marc Aurels (161–180 n. Chr.) – integriert, dichtbesiedelt, prosperierend und komplex war, so verwandelten, dass es fünf Jahrhunderte danach nicht mehr wiederzuerkennen war? Es ist eine Geschichte, in der Staatsversagen und Stagnation Hand in Hand gehen. Das Römische Reich entstand in einer malthusianischen Welt der Energieknappheit, war jedoch in der Lage, durch eine kluge Kombination von Handel und technischem Fortschritt diese Begrenzungen zu kompensieren. Die Macht des Reichs war sowohl Voraussetzung als auch Folge von demographischer Expansion und wirtschaftlichem Wachstum. Staat und gesellschaftliche Entwicklung gingen einen gemeinsamen Weg. Zunehmend wirkten Klimawandel und Infektionskrankheiten wechselseitig auf dieses komplexe System ein. Selbst im Bereich der materiellen Umwelt, in der vom Menschen unbeeinflussbare Kräfte wirkten, hingen die Folgen eines Klimawandels von spezifischen Übereinkommen zwischen der Agrarwirtschaft und dem Staatsapparat ab. Und die Geschichte der Infektionskrankheiten ist immer ganz und gar von einer Umwelt bedingt, die von der menschlichen Zivilisation geschaffen wurde.

Selbstverständlich üben Naturkräfte einen erheblichen Einfluss aus, doch hier soll vermieden werden, das Gefüge von Ereignissen reduktionistisch zu simplifizieren. Das Verhältnis zwischen Umwelt und gesellschaftlicher Ordnung war niemals einfach linear. Die Menschen, denen wir auf diesen Seiten begegnen werden, überraschen uns damit, dass sie selbst angesichts größter Herausforderungen angemessen auf ihre Nöte reagierten. Die Fähigkeit, Stress zu verkraften und sich ihm anzupassen, wird mit dem Begriff *Resilienz* bezeichnet. Das Römische Reich kann als ein Organismus mit Batterien gespeicherter Energie und Reserven betrachtet werden, die es in die Lage versetzten, Umwelterschütterungen auszuhalten und sich davon zu erholen. Doch Resilienz hat ihre Grenzen, und ihr in frühen Gesellschaften nachzuspüren heißt auch, auf Zeichen von Dauerstress und auf die Toleranzschwelle zu achten, jen-

seits deren ein Niedergang und ein Umbau des ganzen Systems drohen.<sup>27</sup>

Das Ende des Römischen Reichs stellt sich aus unserer Sicht nicht als ein kontinuierlicher, zum unvermeidlichen Ruin führender Niedergang dar, sondern als eine lange, verschlungene und durch vielerlei Umstände bedingte Geschichte, bei der ein resilienter politischer Verband zunächst standhielt und sich neu organisierte, bis er, zuerst im Westen, dann auch im Osten, zerfiel. Das Muster des Wandels wird stets als ein extrem durch Zufälle bedingtes Wechselspiel von Natur, Demographie, Wirtschaft und Politik dargestellt werden; sogar so etwas nicht recht Greifbares und Spekulatives wie Glaubenssysteme, die im Laufe jener Jahrhunderte wiederholt erschüttert und neu gestaltet wurden, spielte eine Rolle. Die Aufgabe des Historikers besteht darin, diese Fäden der Geschichte miteinander in der richtigen Weise zu verweben, und zwar mit einem gesunden Respekt vor den Zufällen sowie einer starken Dosis Sympathie für die Menschen, die unter den gegebenen Umständen lebten.

Wenn wir uns daranmachen, eine historische Episode dieser Größenordnung zu untersuchen, ist es sinnvoll, zu Beginn ein paar der wichtigsten Konturen des Narrativs darzulegen. Es ist eine Geschichte mit vier entscheidenden Wendungen, bei denen der Gang der Ereignisse an Dynamik gewann und kurz darauf zerstörerischer Wandel folgte. An jedem Wendepunkt beim Übergang von der hohen Kaiserzeit zum Frühmittelalter werden wir versuchen, den spezifischen komplizierten Verbindungslinien zwischen natürlichen und menschengemachten Systemen auf die Spur zu kommen.

(1) Die erste komplexe Krise zur Zeit von Marc Aurel war vielschichtig und wurde von einer Pandemie ausgelöst, welche die ökonomische und demographische Expansion stoppte. In der Folge ging das Reich gleichwohl nicht unter und zerfiel auch nicht, sondern erstarkte wieder, ohne freilich seine frühere beherrschende Position wiederzuerlangen.

(2) Mitte des dritten Jahrhunderts führte dann eine Verbindung von Dürre, Pestilenz und politischer Krise zur abrupten Auflösung des Imperiums. Beim sogenannten «ersten Fall» des Römischen Reichs beruhte das bloße Überleben eines zusammenhängenden

Reichs auf einem Willensakt mit dem Ziel der Wiederherstellung, die aber nicht ganz gelang. Das Reich wurde zwar wieder aufgebaut, doch in neuer Form: mit einem neuen Typ von Kaiser, einem neuen Typ von Regierung, einer neuen Währung und bald darauf auch einem neuen Glauben.

(3) Dieses neue Reich behauptete sich zunächst, doch in einer entscheidenden und dramatischen, zwei Generationen umfassenden Zeitspanne vom Ende des vierten bis zum Beginn des fünften Jahrhunderts zerbrach seine Einheit endgültig. Völker aus der eurasischen Steppe stürmten gegen das Gebäude der römischen Macht an, und dabei stürzte die westliche Hälfte zusammen. Diese Katastrophe, die Stilicho abzuwenden gesucht hatte, wird am häufigsten für den Fall von Rom verantwortlich gemacht. Im Lauf des fünften Jahrhunderts wurde das Reich – im Westen – zerstückelt. Doch das war noch nicht das große Finale.

(4) Im Osten erfreute sich ein wiedererstandenes Römisches Reich neuer Macht und Prosperität, die Bevölkerung nahm zu. Diese Renaissance wurde von einer der schlimmsten Umweltkatastrophen seit Aufzeichnung der Geschichte jäh beendet: dem Doppelschlag von Beulenpest und einer kleinen Zwischeneiszeit. Der demographische Einbruch führte zu einem langsamen Versagen des Staates, das im endgültigen Verlust von Territorien an die islamischen Armeen gipfelte. Im Überrest des Römischen Reichs, inzwischen nur noch ein byzantinischer Rumpfstaat, lebten die Menschen in einer Welt mit weniger Einwohnern, weniger Wohlstand und in andauerndem Konflikt zwischen rivalisierenden apokalyptischen Religionen, unter anderem dem Christentum und dem Islam.

Der Aufstieg und Fall Roms führt uns vor Augen, dass die Geschichte der menschlichen Zivilisation von Anfang bis Ende ein Umweltdrama ist. Die Blüte des Reichs in den friedvollen Tagen des zweiten Jahrhunderts; das Auftauchen einer Virenart von weit außerhalb der römischen Welt; das Versagen des Staates bei der Versorgung der Bevölkerung in der Folge von Pandemien; der Zusammenbruch des Reichs in einer Verkettung von Klimakatastrophen und Seuchen im dritten Jahrhundert; der Wiederaufstieg des Imperiums unter einem neuen Kaisertypus; die massive Migration quer

durch ganz Eurasien im vierten Jahrhundert; das Wiedererstarken der Gesellschaften im Osten in der Spätantike; die Neutronenbombe der Beulenpest; das schleichende Einsetzen einer neuen Eiszeit; der finale Kollaps dessen, was vom Römischen Reich noch erkennbar übrig war, und die blitzschnellen Eroberungszüge der Armeen des Dschihad. Wenn dieses Buch sein Ziel erreicht, wird es nicht mehr so leicht sein, diese Wendungen der Vergangenheit als etwas anderes zu begreifen denn als die kontrapunktische, manchmal parallele, manchmal gegenläufige Bewegung der Menschheit und ihrer Umwelt, sondern man wird sie als absolut untrennbares Zusammenspiel verstehen, ähnlich den Klanglinien einer barocken Fuge.<sup>28</sup>

Das Tempo, in dem unser Wissen zunimmt, ist erfreulich und zugleich beängstigend. Während die Tinte auf diesen Seiten trocknet, ist die Forschung bereits etliche Schritte weiter. Doch damit kann man gut leben, und es lohnt sich, ansatzweise eine vorläufige Karte zu erstellen, die man im Zuge neuer Forschungen zwangsläufig wird ergänzen und korrigieren müssen. Es ist an der Zeit, die im Schicksal einer Zivilisation wirkenden überwältigenden, unheimlichen Kräfte der Natur erneut zu untersuchen, die uns nach wie vor überraschen und faszinieren. Wir brauchen Geduld und auch Phantasie, um zurückzublicken und so zu tun, als würden wir das Ende nicht kennen. Der Ausgangspunkt liegt bei Roms berühmtestem Arzt, der in der Phase von Frieden und Wohlstand aufwuchs und sich wohl kaum vorstellen konnte, dass dynamische Zyklen unseres nächstgelegenen Gestirns oder die zufällige Mutation eines Virus in weit entfernten Wäldern die Grundlagen des blühenden, weltbeherrschenden Reichs erschüttern könnten, in dem er sein Glück zu machen suchte.



## DAS GLÜCKLICHSTE ZEITALTER

## DER BERÜHMTE ARZT UND DIE BERÜHMTE STADT

**D**er Arzt Galen aus Pergamon wurde in der Mitte der Regierungszeit Kaiser Hadrians im September 129 n. Chr. geboren. Er entstammte zwar nicht der obersten Schicht, doch gehörte er dem Großbürgertum an, für das das Imperium Wohlstand und Chance bedeutete. Pergamon, Galens Geburtsort, zwischen der Ägäischen Küste und den Hügeln Kleinasiens gelegen, war der Typ Stadt, der unter römischer Herrschaft aufblühte, und ein günstiges Pflaster für ein medizinisches Ausnahmetalent wie Galen. Es war eine Hochburg griechischer Tradition, und so konnte sich Galen seine unübertroffenen Kenntnisse der gesamten griechischen medizinischen Literatur verschaffen, einschließlich der Werke von Hippokrates. Pergamons berühmter Tempel des Asklepios (des Gottes der Heilkunst und Sohnes von Apollo, dessen schlangenumwundener Stab das bekannteste Symbol der Medizin ist) war ein Ort, zu dem Genesende pilgerten. Der Tempel war zu Galens Zeit bereits über ein halbes Jahrtausend alt und befand sich auf dem Höhepunkt seiner Beliebtheit. «Ganz Asien» fand sich in diesem Heiligtum ein, und fünf Jahre vor Galens Geburt beehrte Hadrian den Tempel persönlich mit seiner Anwesenheit.<sup>1</sup>

Seinem schon früh erkannten Talent verdankte Galen die angesehene Stelle des Arztes der Gladiatoren in Pergamon, doch der Friede im Imperium eröffnete ihm noch fernere Horizonte. Er bereiste das östliche Mittelmeergebiet, war auf Zypern, in Syrien und Palästina und eignete sich lokales Wissen über Medikamente und



Heilverfahren an. Er hatte in Alexandria die Gelegenheit gehabt, echte menschliche Knochen zu sehen, was einen starken Eindruck bei ihm hinterließ: «Die dortigen Ärzte unterrichten ihre Schüler in Osteologie und demonstrieren dies unmittelbar an den Objekten. Schon allein deshalb empfehle ich einen Besuch in Alexandria.» Mit Sicherheit ermöglichte das Römische Reich Galen, ungewöhnlich umfassende Erfahrung in der Kunst der Medizin zu sammeln. Und es konnte nicht ausbleiben, dass ein Mann mit seinen außerordentlichen Fähigkeiten versucht war, sein Glück in der Hauptstadt zu erproben.<sup>2</sup>

Galen kam 162 n. Chr. nach Rom, im ersten Jahr der Doppelherrschaft der Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus. Der Arzt zitierte gerne die Redensart: «Rom war der Inbegriff der ganzen Welt.» Seltene Leiden, von denen Hippokrates (400 v. Chr.) keine Kenntnis gehabt hatte, waren für Galen alltäglich, «wegen der großen Anzahl Bewohner in der Stadt der Römer». «Täglich kann man zehntausend Menschen finden, die an Gelbsucht, und weitere zehntausend, die an Wassersucht leiden.» Die Metropole war ein Laboratorium menschlicher Leiden, und für einen ehrgeizigen Intellektuellen wie Galen war sie eine großartige Bühne und verschaffte ihm einen kometenhaften Aufstieg.<sup>3</sup>

Bald nach seiner Ankunft heilte er einen Philosophen von einem Fieber, obwohl er verspottet wurde wegen des Unterfangens, einen alten Mann im Winter kurieren zu wollen. Sein Ansehen wuchs. Flavius Boethus, geboren in Syrien, der als Konsul die höchsten Ehren des Imperiums erlangt hatte, wollte unbedingt sehen, wie Galen «vorfürte, wie Sprache und Atem entstehen». Mit einem feinen Sinn für Inszenierungen vivisezierte Galen vor einem gespannten Publikum ein Schwein, dessen Quieken er durch Abklemmen von Nerven in einer virtuosen Vorführung an- und abstellte. Er heilte Boethus' Sohn und danach seine Frau von schlimmen Beschwerden; der mächtige Mann bedachte Galen mit einem kleinen Vermögen in Gold, und, was noch wichtiger war, er protegierte ihn fortan. Galen erhielt Zugang zu den höchsten Kreisen, ein sensationeller Heilerfolg folgte dem anderen. Als der Sklave eines berühmten Schriftstellers verletzt wurde, bildete sich ein gefährlicher Abszess unter

dem Brustbein. Galen schnitt das befallene Gewebe bei einer Operation am offenen Herzen heraus, und trotz seines verhaltenen Pessimismus überlebte der Mann.<sup>4</sup>

Im Alter von Mitte dreißig war Galen zur lebenden Legende geworden. «Groß war der Name Galens.»<sup>5</sup>

Doch nichts hatte den Arzt auf das große Sterben vorbereitet, das als Antoninische Pest in die Geschichte einging. Im Jahr 166, knapp vier Jahre nach Galens Ankunft in der Hauptstadt, näherte sich aus dem Osten eine Seuche der Stadt. Epidemien waren in Rom nichts Ungewöhnliches. Anfangs erschienen Fieber und Erbrechen vielleicht noch als Symptome einer der üblichen Krankheiten mit tödlichem Verlauf, doch es wurde schnell klar, dass etwas Ungewöhnliches im Gange war.<sup>6</sup>

In seinem Hauptwerk, der *Therapeutik*, beschreibt Galen anschaulich, wie er einen jungen Mann behandelte, der «die ersten Anzeichen» der Seuche aufwies. Ein leichter Husten wurde heftiger, und der Patient warf dunklen Schorf aus seiner eiternden Kehle aus. Bald zeigten sich die verräterischen Symptome der Seuche: der schwarze Ausschlag, der den Körper der Opfer von Kopf bis Fuß überzog. Galen hoffte, mit Heilmitteln die Vehemenz der Krankheit mildern zu können, doch das waren nichts als verzweifelte Versuche: Milch von Hochlandkühen, armenischer Straßenkot, Urin eines Knaben. Das Massensterben, das er miterlebte, war nicht nur die vielleicht erste Pandemie in der Geschichte der Menschheit, sondern auch ein Wendepunkt in der Geschichte des Römischen Reichs. Die meisten glaubten, der Gott Apollo habe eine rätselhafte, nie gekannte Strafe verhängt. Für den Wissenschaftler Galen war es schlicht «die große Pest».<sup>7</sup>

Dieses Kapitel versucht, einen Überblick zu verschaffen über das Imperium, in dem Galen aufgewachsen war, bis kurz vor dem Ausbruch der Pandemie. Gibbon hielt diese Zeit für die «beste und glücklichste» in der Geschichte der Menschheit. Natürlich steckt in dieser positiven Einschätzung auch eine gewisse späte Bewunderung für die Herren der römischen Welt. Die Mitte des zweiten Jahrhunderts zum Höhepunkt der römischen Zivilisation zu erklären ist jedoch kein willkürliches oder ästhetisches Urteil. In materieller



**KARTE 3** Die Welt Galens: Provinzen, die Galen mit Sicherheit bereiste

Hinsicht bereitete das Römische Reich den Weg für eine atemberaubende Blüte, eine jener historischen Perioden, in der extensives und intensives Wachstum zusammentreffen und soziale Entwicklung vorantreiben. Das Reich war sowohl Voraussetzung als auch Folge dieses Entwicklungsschubs. Der politische Rahmen und sein gesellschaftlicher Mechanismus bedingten sich gegenseitig.

Gleichzeitig muss betont werden, dass die Pax romana niemals reibungslose Dominanz bedeutete; die Stärke des Reichs ist nicht daran zu messen, inwieweit keine Spannungen und Herausforderungen bestanden, sondern daran, wie gut das Imperium diesen standhielt. Daher ist es umso mehr geboten herauszufinden, warum die Antoninische Pest so oft als Wendepunkt im Geschichtsverlauf erschien. Übliche Erklärungen wie der zunehmende feindliche Druck an den Grenzen und die stärker werdenden politisch-fiskalischen Spannungen behalten ihre Gültigkeit, sind aber nicht ausreichend. Wir wollen deutlich machen, dass die Blüte Roms auf einem prekären und vorübergehenden Zusammentreffen günstiger klimatischer Bedingungen beruhte. Und noch bedeutsamer war, dass die

Strukturen des Reichs die ökologischen Bedingungen für das Aufkommen einer neuen Infektionskrankheit begünstigten, die mit bis dahin nicht gekannter Wucht zuschlug.

Tatsächlich wurde der Verlauf der Geschichte des Reichs von außen durch die Kräfte der Natur gesteuert. Das heißt natürlich nicht, dass das Imperium, wäre es von diesen Katastrophen verschont geblieben, ewig hätte Bestand haben können. Aber sein besonderes Schicksal hing so untrennbar mit dem Ende des Klimaoptimums und der Erschütterung durch die Pandemie zusammen, dass sie in jeder Untersuchung des Schicksals von Rom eine ganz entscheidende Rolle spielen.

#### DIE AUSMASSE DES IMPERIUMS

Wenn Galen durch die Straßen der Hauptstadt ging, bemerkte er vielleicht unter den vielen Monumenten und Statuen, die die Blicke auf sich zogen, eine noch heute vorhandene Säule mit den Namen der dreißig römischen Legionen. Diese geographisch geordnete Aufzählung begann im Nordwesten und folgte im Uhrzeigersinn den Grenzen des Reichs – ein beruhigendes Abbild römischer Macht. Im Westen bewachten drei Legionen Britannien, vier den Rhein und zehn die Donauprovinzen zwischen den Alpen und dem Schwarzen Meer. Im Osten waren zwischen Kappadokien und Arabien acht Legionen zur Überwachung von Freund und Feind stationiert. Nur zwei hielten die Stellung in Afrika, eine in Ägypten und eine in Numidien. Eine in Spanien und zwei in den Alpen vervollständigten die dreißig. Doch auch in diesem Zustand des Gleichgewichts, vor dem Ausbruch von Krieg und Pestilenz, war das Imperium kein fertiges Projekt. Das Römische Reich war einerseits von Anfang an bestrebt, seinem Territorium neue Völker einzuverleiben, und andererseits, die Sicherheit im Kernland aufrechtzuerhalten. Nie gab es eine vollkommene Balance zwischen diesen beiden widerstreitenden Zielen. Erst im zweiten Jahrhundert waren weite Teile der von den römischen Waffen gesicherten und kontrollierten Territorien des Imperiums einigermaßen befriedet.<sup>8</sup>

Das Römische Reich war im Wesentlichen ein System militärischer Hegemonie, dessen Form von einer Mischung aus geographischen Gegebenheiten und politischen Methoden bestimmt wurde. Es hatte keine natürlichen oder vorgezeichneten Grenzen. Auch nur anzunehmen, es habe klar definierte Grenzziehungen wie in modernen Staaten gegeben, wäre irreführend. Zunächst einmal herrschten die Römer über «Völker» oder «Nationen». Der griechische Historiker Appian, der während der Regierungszeit Hadrians als Prokurator diente, beschreibt zu Beginn seiner *Römischen Geschichte* die «Grenzen all der Völker, [...] die seiner [Roms] Herrschaft unterstehen». Er verweist zunächst naheliegenderweise auf die wichtigsten geographischen Gegebenheiten an den Rändern des Reichs, wie zum Beispiel an Rhein, Donau und Euphrat, stellt aber gleich danach fest, dass die Römer auch über Völker regierten, die außerhalb dieser Grenzen lebten. Die Legionen waren in großen Lagern hinter den Grenzen stationiert, zum Schutz, fungierten aber auch als imperiale Polizeitruppe und als Ingenieurskorps. Die Grenzbereiche waren mit einem dichten Netz von kleineren Kastellen, Wachtürmen und Signalstationen versehen, die bisweilen tief in Feindesland reichten. Von den Quaden, einem Volksstamm jenseits der Donau, wird berichtet, sie hätten rebelliert, denn sie wollten sich «mit dem gegen sie gerichteten feindlichen Festungsbau nicht abfinden».<sup>9</sup>

Die Römer des zweiten Jahrhunderts hätten keinen umfassenden Plan akzeptiert, die Expansion zu beenden und es bei der Bewunderung des vollendeten Werks zu belassen. Unter Augustus verlangsamte sich zwar die Expansion, aber sie kam nicht zum Stillstand. Zeitweise wurde das Imperium durch aggressive sowie durch diplomatische Aktionen noch immer ausgeweitet. Selbst Strukturen wie der Hadrianswall, die allem Anschein nach der Verteidigung dienten, waren Kontrollsysteme und nicht Ausdruck hoheitlicher Landesgrenzen. Noch ein Jahrhundert nach dem Bau des Walls gab es vereinzelt Vorstöße ins Innere von Schottland. Marc Aurel trug sich ernsthaft mit dem Plan, große Teile von Zentraleuropa zu annektieren, und die Bemühungen, die Gebiete jenseits des Euphrat unter Kontrolle zu bringen, gaben ständig Anlass zu Konflikten.

Im Zuge der mit der Expansion verbundenen Spannungen wur-

den nach und nach Linien territorialer Hegemonie gezogen, die wir die Grenzen des Imperiums nennen. Diese Grenzen waren das Ergebnis eines Systems, das die Römer entwickelt hatten und das die Koordinierung militärischer Macht unter den eisenzeitlichen Bedingungen von Kommunikations- und Transportwesen vom Zentrum des Reichs aus erforderte. Die *politische* Koordinierung der Militärmaschinerie war ebenso wichtig wie die rein materielle. Der Kaiser war das repräsentative Oberhaupt des Senatorenstandes, einer kleinen Gesellschaftsschicht, in deren Hand die Kontrolle über die Armeen lag und die diese Monopolstellung im Oberkommando als angestammtes Recht ihres Standes verteidigte. Zur Zeit Marc Aurels bekleideten ungefähr 160 Senatoren Jahr für Jahr irgendwo im Reich ein Amt, und alle wurden sie vom Nervenzentrum der Hauptstadt aus koordiniert.<sup>10</sup>

Die römischen Kaiser hatten zumindest eine vage Vorstellung von den «Nebenkosten des Imperialismus». «Als Gebieter über die besten Teile von Land und Meer wollen sie aber, im Ganzen gesehen, doch lieber durch Klugheit ihren Besitzstand mehren, als ihre Herrschaft ins Grenzenlose ausdehnen, über bettelarme, keinen Gewinn bringende Barbarenvölker, von denen ich in Rom einige zu Gesicht bekam; dort boten sie sich durch ihre Gesandten als Untertanen an, wurden jedoch vom Kaiser als Menschen abgewiesen, die ihm keinerlei Nutzen bringen könnten.» Es hieß, die Römer hätten den Kelten alle ihre Gebiete abgenommen außer denen, in denen es zu kalt war oder deren Böden minderwertig waren: «Was lohnend ist, haben sie [die Römer] auch von diesen [den Kelten] im Besitz».<sup>11</sup>

In den dreißig Legionen standen ungefähr 160 000 Mann unter Waffen. Die Legionen bildeten die Bürgerarmee, die theoretisch allein aus den Reihen der römischen Bürger rekrutiert wurde; diese stammten häufig aus Ansiedlungen von Veteranen, die über das ganze Reich verstreut waren. In Wirklichkeit stellten die Legionen kaum die Hälfte des gesamten Militärs. Hilfstruppen, die in der Provinz rekrutiert wurden und völlig in die Kommandostruktur und die Gesamtstrategie des Imperiums eingegliedert waren, ergänzten die Streitkräfte. Langer Militärdienst war ein probater Weg, um die Privilegien des Bürgerrechts zu erlangen. Nimmt man die Flotte und



irreguläre Einheiten hinzu, war die römische Militärmaschine der Kaiserzeit ungefähr eine halbe Million Mann stark: «Dies war nicht nur die größte stehende Armee, welche die Welt je gesehen hatte, sie war auch die am besten ausgebildete und am besten ausgerüstete.»<sup>12</sup>

Der Unterhalt der mächtigsten Streitkraft in der Geschichte war nicht gerade billig. Der Verteidigungsetat war bei weitem der größte Posten der Staatsausgaben. Der gewöhnliche Legionär erhielt im zweiten Jahrhundert einen Sold von 300 *denarii*, ein beträchtliches, jedoch keinesfalls üppiges Salär; Hilfstruppen bekamen vermutlich 5/6 dieser Summe. Die Kavallerie wurde höher besoldet, Offiziere natürlich auch. Ruhestandsboni und Sonderzuwendungen, sogenannte *Donative*, verursachten weitere Kosten. Alles in allem beliefen sich die Militärausgaben im zweiten Jahrhundert auf circa 150 Millionen *denarii*, etwa zwei bis drei Prozent des BIP des Imperiums (ungefähr der heutige Anteil der Militärausgaben der Vereinigten Staaten). Die Größe der Armee und ihres Budgets war vergleichsweise gewaltig.<sup>13</sup>

Zugleich stellten die von Augustus geschaffenen Rahmenbedingungen – wie Zeitgenossen erkannten – eine deutliche und bewusste Abkehr von der extremen militärischen Ausrichtung der römischen Republik dar, in der die ganze Gesellschaft unter Waffen gestanden hatte. «Solange nämlich der Staat der Römer als Republik regiert wurde und der Senat noch die Feldherren gegen die Feinde entsandte», schrieb ein Historiker im dritten Jahrhundert, «lebten alle Italiker ständig in Waffen.» Im Kaiserreich war das Heer hingegen eine Berufsarmee. Augustus «umgab das Reich stattdessen mit Wachposten und Heerlagern, indem er Söldner für einen vereinbarten Sold wie eine Schutzmauer um das Reich einsetzte». Die *Pax romana* beruhte auf der Disziplin, der Kampfkraft und der Loyalität einer riesigen bezahlten Armee. Der fiskalische Apparat hinter der militärischen Hegemonie bildete die metabolische Basis des Imperiums.<sup>14</sup>

Die Ausdehnung des Reichs hing somit von drei Faktoren ab: von den geophysikalischen Gegebenheiten, welche die Koordinierung einer so großen Armee über drei Kontinente hinweg bestimmten, von der Notwendigkeit, die senatorische Kontrolle über das Militär

zu gewährleisten, und von den Kosten, die eine Streitmacht dieser Größenordnung erforderte. Auf dem Höhepunkt der militärischen Dominanz herrschte immer wieder über längere Zeit Frieden, eine Wohltat, die von Untertanen wie auch von römischen Bürgern geschätzt wurde. Im Zentrum des Reichs konnte man die Schrecken der Kriege an den fernen Grenzen ausblenden. «Sie leben [entsprechend der übrigen Bevölkerung] verstreut im Land, so dass viele der Provinzen gar nicht wissen, wo ihre Besatzung steht [...] So kommt es nämlich, dass alle ihre Abgaben lieber an euch zahlen, als manche sie von anderen eintreiben würden.» «Städte strahlen nun in Glanz und Anmut, und die ganze Erde ist wie ein paradiesischer Garten geschmückt. Rauchwolken aus den Ebenen und Feuersignale von Freund und Feind sind verschwunden, als hätte sie ein Wind davongetragen, jenseits von Land und Meer.»

Diese überschwänglichen Lobeshymnen stammen aus einer berühmten Rede, die von einem ungewöhnlich talentierten und damals noch sehr jungen griechischen Redner namens Aelius Aristides vor Kaiser Antoninus Pius im Jahr 144 n. Chr. gehalten wurde. Auch wenn sich hier ein aufstrebender Mann aus der Provinz lieb Kind machen will, so hinterlässt seine eloquente Lobpreisung dessen, was er als «das größte Reich von unübertroffener Machtvollkommenheit» bezeichnet, doch einen unauslöschlichen Eindruck vom Leben unter der kaiserlichen Regierung. «Das Wort ‹römisch› wurde durch euch nicht zum Namen für eine Stadt, sondern gewissermaßen für ein gemeinsames Volk.» Gibbons positives Urteil über diese Ära rührt sicherlich von solchen liebedienerischen Huldigungen her. Nicht jedes Reich hat seine Untertanen zu derart enthusiastischen Lobhudeleien angeregt, und wir werden bald sehen, dass es eine Menge konkreter Belege dafür gibt, dass das Imperium landauf, landab mit seinen Segnungen zu verführen wusste. Gewiss war die Loyalität städtischer Eliten wie derjenigen, der Aristides angehörte, der Kitt, der das Reich zusammenhielt.<sup>15</sup>

Aristides wurde in Rom schwer krank und stand an der Schwelle des Todes. In der Hoffnung auf Genesung machte er sich auf nach Pergamon zum Heiligtum des Asklepios. Als Junge sah Galen den berühmten Redner, der jahrelang die vom Gott empfohlene ausge-



fallene Behandlung befolgte. Wir werden Aristides wieder begegnen, als dem ersten bekannten Opfer der Antoninischen Pest.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)